Thiddis Irrfahrten.

Bunte Sammlung interessanter Erzählungen Bd. 91

- 1917 -

Von

K. Wendt.

Käthe Wendt

O / A.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

1. Kapitel.

In dem gemütlichen Eckzimmer saßen die drei Bewohner der eleganten Etage einträchtiglich wie immer beisammen.

Die Nische des Eckzimmers hatten die beiden Damen in Beschlag genommen. Dort konnte man sie nachmittags, wenn sie daheim waren, entweder lesend oder handarbeitend antreffen.

Auf dem kleinen, runden Tischchen, das mit einer gestickten Decke überbreitet war, hatten ihre Arbeitskörbchen ihren ständigen Platz. Zu beiden Seiten des Tischchens standen bequeme Rohrsessel. Auch war der Poesie Rechnung getragen. Hohe Palmen und andere Blattgewächse waren geschmackvoll am Eingang gruppiert, so daß das lauschige Eckchen den Eindruck einer Laube machte.

Hier also saßen heute wieder Malve und Auguste, während Herr Theodor Lamprecht, auf dem Sofa thronend, schier vergraben hinter seiner Zeitung war. Seiner langen Pfeife entströmten wahre Rauchsäulen.

Malve sagte: „Ach, Gustchen, mach' noch mal das Fenster ein bißchen auf." Und Auguste kam eilfertig dieser Bitte nach.

Es war auch wirklich kaum zum Aushalten mit diesem schrecklichen Gepaffe. Eine gute Zigarre, ja, darin waren sich die Damen einig, die ließen sie sich schon gefallen. Aber die entsetzliche Pfeife, die war schon immer so ein wenig Streitobjekt in der Familie gewesen. Namentlich Malve war der viele Rauch ein Dorn im Auge, und sie konnte es

sich, bei all ihrer Liebe zu ihrem Bruder, nicht versagen, diesem oftmals Vorwürfe zu machen.

Heute indes wären Vorwürfe durchaus nicht am Platze gewesen, trotzdem gerade heute der Tabaksqualm bereits das ganze Zimmer einhüllte und bei den Damen ein leises Hüsteln verursachte. Denn Theodor Lamprecht war im höchsten Grade erregt, wie auch die beiden Damen. So schwieg Malve heute und ließ fünf mal gerade sein. Auguste aber hatte kein Recht, dem Hausherrn Vorwürfe zu machen; sie war eine Cousine des Geschwisterpaares und lebte gewissermaßen aus Gnade bei ihnen.

Nicht daß man sie das fühlen ließ, o Gott bewahre. Sie war ihnen sehr angenehm, äußerst brauchbar und eine gute Gesellschafterin. Sie verstand es, sich mit Geschick den Verwandten einzufügen, ohne in jene demütige Haltung zu geraten, die für einen feinfühligen Menschen etwas Peinvolles hat. Im Gegenteil, ohne daß es den Geschwistern jemals zum Bewußtsein kam, bildete „Guschi" den eigentlichen Inhalt des kleinen Familienkreises. Sie war den Geschwistern mit den Jahren ganz unentbehrlich geworden. Und wenn dennoch in Auguste zeitweilig sich das Gefühl einer gewissen Abhängigkeit bemerkbar machte, so lag das ganz sicher nur an ihr selber.

Die Drei waren in allem einig; nie fiel ein böses Wort zwischen ihnen. Selbst in der Erziehung ihres Neffen Theodor, den sie schon als zehnjährigen Jungen zu sich genommen, nachdem eine tückische Krankheit die Eltern beide schnell hintereinander hinweggerafft hatte, gingen sie gemeinsam Hand in Hand.

Er war ein Schwesterkind der Lamprechts, hieß gleichfalls Theodor, da der Onkel bei ihm Gevatter gestanden. Die Gleichheit des Namens — mit Zunamen hieß der junge Mann Liebeknecht — wurde bald im engeren Familienkreise störend empfunden; es gab zu vielen Mißverständnissen Anlaß. Auch machte sich besonders bei den

Damen das Bedürfnis fühlbar, dem Kinde, an welchem sie abgöttisch hingen, eine Liebesbenennung anzuhängen. So ward aus Theodor II Thiddi.

Thiddi war ein hübscher Mensch, groß und schlank, mit lebhaften, graublauen Augen und einem allerliebsten kleinen Schnurrbärtchen über dem lachenden Munde.

Aber er war sechsundzwanzig Jahre. Gerade vor acht Tagen war er es geworden. Und Onkel Theodor, sonst ein toleranter alter Herr, wollte heute mit seinem Neffen mal ein ernstes Wort reden. Jeden Augenblick konnte man ihn erwarten.

Malve warf einen Blick zum Fenster hinaus, von wo sie drei Straßen überblicken konnte mit Hilfe des am Fenster angebrachten Spions.

„Unser Thiddi kommt," sagte sie beklommen.

Sie fürchtete diese Aussprache nicht gerade, da sie ihrem Bruder nicht zutraute, allzu schroff mit ihrem Liebling zu verfahren. Thiddi gegenüber waren sie alle zahm wie die Lämmer. Man konnte ihm gar nicht böse sein, dem großen, lieben Menschen. Und doch bebte ein unbehagliches Angstgefühl in ihr; man wollte dem Jungen doch nicht wehe tun. Auch nicht den Glauben in ihm erwecken, daß man seiner überdrüssig geworden. Hier war sein Heim und sollte es bleiben, so lange sie am Leben waren. Und später hatte er ja Gelegenheit genug, sich sein Leben nach eigener Fasson einzurichten. War er doch Malves wie des Bruders dereinstiger Erbe.

Trotzdem er also einstmals über fast eine Million zu verfügen haben würde, war es doch Pflicht, ihn auf den richtigen Weg zu leiten, denn einen Inhalt muß das Leben eines jeden Menschen haben. So sahen beide Frauen es vollständig ein, diese von dem Onkel in Aussicht genommene Aussprache mußte einmal stattfinden.

Als nun Theodor Lamprecht hörte, daß sein Neffe in Sicht war, setzte er sich in Positur.

Er war eine untersetzte Gestalt, etwas zum Embonpoint neigend, bartlos, mit jovialem Gesichtsausdruck. Seine Pfeife stellte er neben sich, sie war ausgebrannt, ihm war auch für den Augenblick die Lust zum Rauchen vergangen.

„Du, Theodor," sagte Malve zum Bruder, „das mit der Tochter bei Westerfeldts, das würde ich doch erwähnen."

„I wo," entgegnete Theodor Lamprecht, „so etwas macht sich schon von ganz alleine."

„Sag' das nicht," widersprach Malve. „So junge, unerfahrene Männer muß man immer so ein bißchen auf ihr Glück stoßen, sonst gehen sie am Ende daran vorbei."

„Ach, Malve, in Liebesangelegenheiten ist doch ein sechsundzwanzigjähriger Mensch nicht mehr so absolut unerfahren."

„Liebesangelegenheit?" tadelte Malve etwas altjüngferlich. „Hier handelt es sich um mehr. Um eine Heirat."

Aus dem vielleicht nicht ganz reichen Schatz ihrer Erfahrungen wollte das ältliche Fräulein — Malve zählte bereits sechsundvierzig Jahre, während Auguste die Fünfzig schon überschritten hatte — scheinbar noch mehr zutage fördern, doch schnitt der Eintritt des Neffen jedes weitere Wort ab.

„Tag, alle mit einander," grüßte er.

„Guten Tag, mein Söhnchen," tönte es etwas gezwungen aus der Sofaecke heraus.

Thiddi trat in die lauschige Fensternische und küßte beide Frauen.

„Na, Tante Malve, so fleißig?"

Malve strickte nämlich plötzlich mit einer Wut, als gelte es die ganze Welt zu bestricken.

„Tante Guschi," wandte er sich an die ältere der beiden Damen, „gibts bald Abendbrot? Du, ich habe einen barbarischen Hunger."

Auguste stand an der Spitze des Hausstandes, denn sie war sehr beschlagen im Häuslichen, praktisch und eine vorzügliche Köchin. Sie blickte förmlich gerührt in das frohe, lachende Gesicht des jungen Mannes.

„Der Junge hat einen Appetit!“ lobte sie. „Na, es ist ja bald acht. Nun setze dich mal erst ein bißchen zu uns. Nein, Thiddi, nicht hierher, dort an den Sofatisch zu Onkel.“

Thiddi nahm sich einen Stuhl und ließ sich seinem Onkel gegenüber nieder, freundlich, gefällig, nachgiebig.

Er war ein einziger Junge.

Malve wischte sich verstohlen eine Träne aus den Augen.

„Nun, Onkelchen, was neues im Weltall passiert?“ fragte er und ergriff eine Zeitung. Nicht um zu lesen, aber doch nur so. Doch Theodor Lamprecht legte seine dicke Hand schwer darauf.

„Dja, mein lieber Junge,“ begann er unter Räuspern, „wie weit bist du nun mit deinem Studium?“

„Ja, Onkel, wenn ich aufrichtig sein soll, so nüchtern, so grenzenlos öde, hab' ich mir das Rechtsstudium nicht vorgestellt. Paragraphen und nichts als Paragraphen. Du solltest so was mal durchmachen, dir würde ganz übel.“

„Kann sein,“ stimmte der Onkel trocken zu. „Nun sag' aber mal, willst du trotzdem dabei bleiben? Und glaubst du überhaupt, es zum Examen zu bringen?“

„Zum Examen gewiß,“ lachte Thiddi in seinem unverwüstlichen Frohsinn. „Ob ich aber durchkomme, das ist 'n andere Frage.“

„Aber Junge, Junge, so kann das doch nicht weiter gehen. Sieh mal, zuerst begannst du mit der Medizin. Dann schlugst du dich auf die Theologie. Jetzt bist du zur Jura übergegangen — was kommt nächstens?“

„Da frägst du mich zu viel,“ entgegnete Thiddi ohne

Beleidigung. „Ich bin, weiß Gott, so komplizierter Natur. Bald reizt mich dies, bald jenes."

„Du bist nun sechsundzwanzig Jahre, Thiddi, da denken andere junge Männer schon ans Heiraten."

„Ja," lachte Thiddi, „du, da denke ich auch manchmal dran."

„Du?" machte Onkel Theodor gedehnt.

„Ja, ja, Tatsache, Onkel."

„Bevor man so etwas denkt, sollte man vorerst einmal darüber nachdenken, etwas Tüchtiges zu leisten," ermahnte der alte Herr.

„Pardon, Onkel, das wollte ich schon, wenn ich nur erst mir darüber klar wäre, was mir liegt."

„Es hilft nun doch alles mal nicht, Thiddi," sagte Onkel Theodor mit einem leisen Vibrieren in der Stimme, „erkläre dich, so oder so. Es wird Zeit, daß wir an dein Fortkommen denken. Jeder Mensch soll doch trachten, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Hättest du Lust zum Bankfach?"

„Na ja, man kann es ja mal versuchen. Nämlich, habe so absolut keine Ahnung, was da von einem verlangt wird."

„Es handelt sich hier um ein Haus ziemlich großen Stils. Sieh mal, die Firma Gebrüder Westerfeldt hat sich auf mein Ersuchen bereit erklärt, dich als Volontär aufzunehmen. Mit Hans Westerfeldt war ich sehr befreundet in meiner Jugend. Hermann kannte ich weniger. Er ist tot. Seine Witwe hat sich erboten, dich ganz bei sich in ihrem Hause aufzunehmen. Ich kenne die Dame nicht; jedenfalls ists ein großes Entgegenkommen, für das ich mich den Leuten tief verpflichtet fühle."

„Es ist doch auch eine Tochter da, das vergißt du, lieber Theodor," erinnerte Malve.

Herr Lamprecht sagte langsam, jedes Wort betonend: „Hier kommt's vorläufig gar nicht auf die Tochter an.

Bändelt sich da im Laufe der Zeit etwas an, so kann uns das nur sehr erwünscht sein. Wir wüßten dich gut untergebracht, mein Junge. Aber darüber wollen wir noch nicht reden. Hier handelt es sich darum, ob dir das Bankfach nicht zuwider ist."

„Aber gar nicht, Onkel," sagte Thiddi. „Es muß ja überhaupt so ein Betrieb furchtbar interessant sein. Mal so ganz was anderes. Und dann die Tochter. Tante Malve hat so unrecht nicht, ein wenig fällt das ewig Weibliche doch auch in die Wagschale. Na, Onkel, kurz und gut, wo liegt die Butike?"

„Ach, Thiddi, du kommst nicht weit mit deiner Butike. Wirst Augen machen, in was für ein feines Haus du kommst. Kontor im Innern der Stadt, Privatwohnung außerhalb."

„Ja, wenn die Leute sich das leisten können —"

„Können Sie, mein Sohn."

Herr Lamprecht erhob sich, nahm Pfeife und Zeitungen und sagte: „Ich schreibe also, wir machten von ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch. Dein Eintritt könne jederzeit erfolgen."

Damit begab er sich in sein Zimmer.

Malve zerdrückte die zweite Träne und seufzte.

„Denkst doch nicht, mein alter, lieber Junge, wir wollten dich hier los sein? Sieh mal, ist ja nur alles zu deinem Besten."

„Weiß ich doch, Tante." Thiddi setzte sich auf Guschis leeren Stuhl, denn diese war zur Bereitung der Abendmahlzeit in die Küche gegangen.

Man hielt bei Lamprechts viel auf einen guten Tisch, da war Auguste Kranz ein rechtes Juwel für den Hausstand.

„Du sollst doch nicht meinetwegen weinen, Tante," sagte Thiddi gerührt. „Wer kann wissen, wie bald ihr mich wieder habt."

„Nein, Thiddi, wenn ich auch noch so sehr mich nach dir sehnen werde, so sollst du doch jetzt mal beständig werden. Und sieh mal, da ist doch 'ne Tochter, nimm's nicht zu leicht. Ich glaube sicher, die Leute haben auf Onkels Anfrage, so bereitwillig zugesagt, dich aufzunehmen, weil sie vielleicht eine Heirat zwischen dir und der Tochter wünschen."

„Aber Tante, die Leute kennen mich doch gar nicht. Ist denn das Fräulein 'n alte Schraube? Da danke ich bestens. Ich muß etwas Junges, Flottes, Lachendes, Hübsches haben. So 'n stattlicher Kerl wie ich —"

„Ja doch, ja, Thiddi. Nein, alt ist sie auch nicht. Soviel ich Onkel sagen hörte, kann sie zwanzig Jahre sein."

„Dann wundert's mich doch stark, Tante Malve," bemerkte Thiddi, „daß man die Tochter schon verheiraten will, noch dazu an einem gänzlich Unbekannten."

Malve war über diese Bemerkung weidlich erschrocken.

„Aber bester Junge, du faßt die Sache ganz anders auf. Wir wünschen die Partie, da du durch eine Heirat mit der Tochter des vornehmen Hauses in gute, geregelte Verhältnisse kommst. Deine ganze Zukunft wäre dadurch gesichert. Ob Westerfeldts so denken, ist fraglich, ich nehme es nur an. Denn ohne Ueberhebung bist du auch eine gute Partie, und ein Kaufmann rechnet eben immer. Es lag mir selbstredend fern, von vornherein ein Vorurteil in dir zu erwecken."

Das gute Dämchen trug so unverkennbar den Stempel der totalen Ratlosigkeit zur Schau, daß Thiddi ihr beruhigend auf die Schulter klopfte.

„Wenn sie meinen Ansprüchen entspricht, kann euer Wunsch ja am Ende in Erfüllung gehen," sagte er gutmütig. — — —

Nun begann ein reges Leben im Hause.

Obgleich Thiddi mit Kleidungsstücken reichlich und überreichlich versehen war, bemühten sich die Damen doch

um eine gehörige Ausrüstung, wobei man des Bruders und Vetters Ratschläge nicht entbehren konnte. Dieser nahm an allem regen Anteil, knauserte auch nicht mit Geld, galt es doch vor allem, Eindruck zu machen, indem man mit Eleganz der Toilette glänzte.

Durch all diesen Trubel ging Thiddi gleichmütig dahin und ließ die Seinen sorgen.

Was kam's denn auf die Kleider an. Aeußerlichkeiten. In ihm lebte das Bewußtsein, von großem, persönlichem Reize zu sein, welches auch in der Tat seine Richtigkeit hatte. Nicht nur seine schneidige Figur lenkte die Aufmerksamkeit, besonders der Damenwelt, auf sich, er hatte auch eine so sonnige, liebenswürdige Art des Benehmens, die überall gefallen mußte.

Auf hervorragende Geistesgaben konnte er keinen Anspruch erheben. Das tat er auch nicht. Sein Leben hatte bisher einer so sanften Kahnfahrt geglichen, daß er sich von den ebenen Wellen sachte und mühelos hatte dahin gleiten lassen. Es hatte weder körperlicher noch geistiger Anstrengungen bedurft, in ein anderes Fahrwasser zu gelangen. Jetzt hatten die Seinen das Steuer ergriffen und wollten sein Lebensschifflein nach einer anderen Seite lenken. Mochten sie. Sturm fürchtete er nicht, da er ihn nicht kannte. Und mal so etwas ganz anderes erleben, hat immer einen gewissen Reiz.

Die Zeit eilte schnell dahin. Für die drei alternden Leutchen viel zu schnell, in denen trotz der besseren Einsicht doch schon der Abschiedsschmerz zitterte.

Nur Thiddi blieb von diesem gottlob verschont. Seine Brust wurde von Wanderlust geschwellt, und wenn er die sanfte Bevormundung der Tanten auch niemals lästig empfunden hatte, so drängte sich doch ein gewisser Freiheitsdrang durch all die Liebe hindurch, die er den Seinen entgegenbrachte.

Er sah nicht die Tränen, die um ihn flossen, hätte auch

kein Verständnis dafür gehabt. Ihm, Thiddi Liebeknecht, stand die ganze Welt offen, und sie lachte ihm entgegen, verführerisch, verheißend.

2. Kapitel.

Da ratterte nun der Zug dahin.

Malve und Auguste und Theodor standen auf dem Bahnsteig und winkten so lange mit ihren Tüchern, wie sich noch ein kleines Rauchwölkchen erblicken ließ. Dann wandten sie sich schweigend dem Ausgange zu.

Hart war's, den Jungen so in die Welt hinausziehen zu sehen, den sie von Kind auf an gepflegt und gehegt, an dessen Existenz sie so große Hoffnungen geknüpft — die sich ja leider bisher nicht verwirklicht hatten. Er war ein liebenswürdiger, wankelmütiger Bursche, ein Mensch ohne festes Rückgrat. Man hatte ihm eben die Wege zu sehr geebnet, hatte ihm immer zu verstehen gegeben, daß er dermaleinst ein Millionär sein werde. Man trug vielleicht selbst einen Teil der Schuld.

Solchen Gedanken gab sich vornehmlich der alte Herr auf dem Heimwege hin. Und sein Gesicht war in ernstlich besorgte Falten gezogen.

Malve zerfloß in Tränen. Es war ihr unmöglich, diese zurückzudrängen. Als er mit seinem lieben, sorglosen Lachen von ihr Abschied genommen, als die Kupeetür mit einem Krach hinter ihm zuschlug, und der Zug sich in Bewegung setzte, ach, da hätte Malve aufschreien mögen. Wie ein dunkles Ahnen stieg es plötzlich in ihr hoch. Schwarze Wolken sah sie an ihres Lieblings Lebenshimmel sich zusammenballen.

„Dieser Weg ist kein Glücksweg," kam es aus ihrem bedrängten Herzen heraus.

Auguste erwiderte: „Malve, du siehst so schwarz, weil dich das Trennungsweh bedrückt. Wir kommen darüber."

Als sie aber in das vereinsamte Haus zurückkehrten, glaubte auch Auguste kaum daran, daß sich die Lücke, die ihr Allerliebling hinterlassen, jemals schließen würde.

Sie stürzte sich jedoch mit großem Eifer in die Arbeit; etwas gab es immer zu tun. Und während Malve an ihrem Fensterplatz saß und grübelte, hantierte Auguste draußen mit dem Dienstmädchen herum.

Theodor Lamprecht aber ging in seine abendlichen Klubs und suchte bei Kegel und Karten der häuslichen Vereinsamung Herr zu werden.

* * *

Der Zug sauste dahin. Nach zweistündiger Fahrt langte Thiddi in Hamburg, seinem Bestimmungsort, an.

Trotzdem man seine Ankunft genau wußte, war niemand an Bahnhof, ihn zu empfangen. Der junge Mann empfand das nicht peinlich, es hätte jedenfalls seine Schwierigkeiten gehabt, da man sich nicht kannte. Und dann war er ja auch kein Kind mehr.

Er blickte sich also nach einer Fahrgelegenheit um, nahm einen Taxameter und fuhr, den immensen Schloßkorb vor sich auf dem Kutscherbock, dem Geschäftslokal des Herrn Westerfeldt zu.

Dieses lag auf dem Rödingsmarkt und befand sich im Parterre eines großen Gebäudes, die Etagen schienen anderen Geschäftszwecken zu dienen.

Thiddi befahl dem Kutscher, mit seinem Gepäck zu warten, er selbst begab sich in das Haus.

Ein geräumiger Flur nahm ihn auf, von welchem eine ausgetretene Treppe in die oberen Stockwerke führte. Ein Schild linker Hand an der Tür zeigte ihm den Weg. Nach kurzem Klopfen betrat er einen weiten Raum, der angefüllt war mit jungen Leuten, die, an hohen Pulten sitzend, eifrig mit ihren großen Folianten beschäftigt waren.

Vor der Barriere, dem ein Ladentisch angegliedert war, befanden sich verschiedene Leute, die geschäftlich mit einem Herrn verhandelten oder wartend dastanden.

Mehrere Türen führten rechter Hand in weitere Räumlichkeiten. Hinter einem vergitterten, abseits abgeteilten Raum sah er einen Mann in Münzen und Papiergeld wühlen. Wahrscheinlich der Kassierer.

Auf Thiddi, der an absolute Freiheit gewöhnt war, machte dieses ruhige und doch geschäftige Treiben einen etwas beklemmenden Eindruck. Wenn er so dachte, hier auf dem hohen Drehbock tagein, tagaus sitzen zu müssen, so ward er sich sofort klar, daß er das nicht lange aushalten würde. Schon das stundenlange Sitzen im Kolleg war ihm schwer geworden.

Er konnte indes nicht lange seinen Gedanken nachhängen, man fragte nach seinem Begehr.

„Kann ich den Chef sprechen?" fragte Thiddi.

„In welcher Angelegenheit?" lautete die Gegenfrage.

„Ich werde erwartet," entgegnete Thiddi. „Mein Name ist Theodor Liebeknecht. Hier ist meine Karte."

Ein Jüngling, scheinbar ein Lehrling, eilte mit der Karte in eines der Nebengemächer.

Gleich darauf erschien ein Herr mit weißem Haar und einem langen, sehr gepflegten weißen Vollbart. Er sah würdig, ja vornehm aus und war elegant gekleidet. Die ganze Persönlichkeit schien von einer wohltätigen, vornehmen Ruhe durchzogen, doch würde ein aufmerksamer Beobachter jene Ruhe in den Augen entbehrt haben. Diese hatten etwas Unstetes, Flackerndes, was unverkennbar auf große seelische Eindrücke zurückzuführen war.

Der Herr trat rasch auf die Barriere zu, bot Thiddi die Hand und hieß ihn willkommen.

„Alles Private besprechen wir später," sagte er mit einer wohlklingenden, tiefen Stimme. „Treten Sie vorläufig mal hier in mein Privatkontor ein. Ich bitte —"

Er öffnete eine in der Barriere befindliche kleine Pforte.

Es war ein elegantes Zimmer, welches Thiddi aufnahm. Bequeme, lederbezogene Herrensessel umstanden den Mitteltisch. Eine Chaiselongue mit einem prächtigen Tigerfell davor, befand sich in der einen Ecke. Ein großer Diplomatenschreibtisch, mit Zeitungen und Papieren bedeckt, gab Zeugnis von einer eifrigen Beschäftigung. Auch der großmächtige Tresor fügte sich harmonisch dem Ganzen ein. An den Wänden waren gute Kupferstiche und eine ausgedehnte Landkarte angebracht, und ein immenser Bücherschrank vervollständigte das Bild, das Thiddi in sich aufnahm.

„Nehmen Sie Platz," sagte der Herr, indem er sich vorstellte. „Wo haben Sie Ihr Gepäck?"

Thiddi erklärte, daß dieses sich draußen auf dem Wagen befände.

„Nun, in diesem Falle," erklärte der Herr, „wird es wohl das beste sein, wir begeben uns sofort nach der Privatwohnung. Ich werde Sie selbstverständlich begleiten und Sie in die Familie einführen."

Sie fuhren davon.

In Herrn Westerfeldts Benehmen lag etwas ungemein Steifes, Abwesendes. Wohl fragte er nach Thiddis Heim, nach seinem Onkel usw., doch es war unschwer zu erkennen, daß ihm die Antworten gleichgültig, ja, daß sie ihm kaum zum Verständnis kamen.

Dennoch war er sehr korrekt, und da Thiddi in seiner liebenswürdigen Weise alles erzählte, was ihn selber interessierte, fiel ihm des Chefs Gedankenlosigkeit nicht auf, zumal er ein Interesse an seinem Berichte bei ihm voraussetzte.

Die Fahrt währte nicht allzu lange, aber es war eine hübsche Fahrt. Bei dem wonnevollen Wetter doppelt anziehend. Man hatte zur linken Hand die Alster, die mit

ihren anziehenden, im jungen Maiengrün prangenden Ufern einen maleriſchen Eindruck machte. Durch das Grün blitzte hier und da eine prächtige Villa auf. Die Alſter ſelber bot ein belebtes Bild. Kleine Dampfer kreuzten geſchäftig hin und her, dazwiſchen Segelboote mit leicht geblähten Segeln, auch wurde dem Ruderſport alle Ehre zuteil. Darüber lachte eine helle Frühlingsſonne, und ſie lachte Thiddi ins junge Herz, daß es ihm groß und weit wurde.

Vergeſſen war die düſtere Schreiberſtube auf dem Rödingsmarkt. Er hatte mit einem Male die gute Hoffnung, daß es ihm hier wohl gefallen würde.

Man hielt vor einer prunkvollen Villa, nachdem der Wagen in die große Einfahrt eingelaufen.

Die Herren waren von einem Diener in die geräumige Halle hineingelaſſen und ihnen Hut und Mantel abgenommen worden. Herr Weſterfeldt befahl, das Gepäck des Herrn in das für ihn beſtimmte Zimmer tragen zu laſſen und den Kutſcher zu entlohnen.

Der Bankier ſchritt die breite, teppichbelegte Marmortreppe hinan. Er führte ſeinen Gaſt in einen kleinen Salon, der, luxuriös ausgeſtattet, ganz in Rot gehalten war. Auf ein zweimaliges Läuten erſchien ein peinlich ſauberes, junges Dienſtmädchen.

„Die gnädige Frau iſt nicht daheim?“

„Nein, aber das Fräulein war da.“

„Nun gut, bitten Sie das Fräulein her.“

Und zu dem jungen Mann gewandt, ſagte er höflich, während eine tiefe Unmutsfalte auf der Stirn deutlich zutage trat: „Bitte, Herr Liebeknecht, nehmen Sie Platz. Ich werde meine Nichte ſelber aufſuchen.“

Thiddi blieb in einiger Verwirrung zurück. Fürſtlich war's hier. Nie zuvor hatte er ſolche Pracht geſehen. Bei ihm zu Hauſe war alles, wenn ſchon ſie eine elegante

Etage von sieben Zimmern bewohnten, fast spießbürgerlich im Vergleich zu dieser vornehmen Eleganz.

Mußten die Leute ein Geld haben!

Trotzdem er in Bewunderung fast erstarb, konnte er nicht sagen, daß dieser Luxus ihn anheimelte. Er hatte das Gefühl, als läge eine starre Kälte über diesen Prunkgemächern; und er war so sehr an eine huschelige Liebeswärme gewöhnt, die durch die ganze Wohnung bei ihnen daheim wehte.

Er mußte eine geraume Zeit warten, was ihm jedoch kaum zum Bewußtsein kam; hatte er doch eine Menge neuer Eindrücke in sich zu verarbeiten.

Plötzlich schlug leise die Portiere eines Nebenzimmers auseinander, so daß der junge Mann fast erschrak beim unerwarteten Anblick der hohen, schlanken, jungen Frauengestalt, die auf der Schwelle stand. Die dicken Teppiche hatten den Schritt der Ankommenden gedämpft.

Er erhob sich schnell aus seinem weichen Polstersitz, machte eine Verbeugung und wollte sich gerade vorstellen, als Herr Westerfeldt, der hinter der jungen Dame eingetreten war, ihm zuvorkam.

„Liebe Editha, hier habe ich unseren jungen Freund, Herrn Theodor Liebeknecht, gebracht. Meine Nichte."

Abermals eine Verbeugung von seiten des jungen Mannes; Editha neigte kaum merklich den Kopf, und Thiddi blickte in ein Paar hochmütig und kalt auf ihn gerichteter grauer Augen.

Das Gesicht war nicht gerade schön zu nennen, aber es fesselte. Auf den sympathischen Zügen lag ein so hoher Ernst, der die Dame, die nach Ausspruch Tante Malves erst zwanzig Jahre zählen sollte, weit älter und gereifter erschienen ließ. Ueppiges blondes Haar war schmucklos gerafft und am Hinterkopfe in einem griechischen Knoten aufgesteckt. Ein einfaches, graues Kleid umfloß die schlanke Gestalt, schwellende Formen diskret verhüllend.

Mechaniſch ſprach der herbe, geſchloſſene Mund, der gewohnt war, Konverſation zu machen: „Sie haben eine gute Reiſe gehabt?“

Thiddi mußte lachen. Die kaum zwei Stunden währende Eiſenbahnfahrt war wahrlich nicht der Nachfrage wert. Und wie er lachte und alle ſeine weißen, gleichmäßigen Zähne zeigte, und ſein hübſches Auge offen und klar, mit ein wenig Schelmerei auf der jungen Dame ruhte, glitt es auch über ihr ernſtes Geſicht wie ein erlöſendes Lächeln.

„Gnädiges Fräulein ſind zu gütig,“ ſagte Thiddi. „Aber wie Sie ſehen, habe ich keinen Schaden auf meiner großen Reiſe genommen. Sie iſt gut, wenn auch ein wenig lanweilig verlaufen.“

Man ſetzte ſich und plauderte noch ein Weilchen. Thiddi erzählte von zu Hauſe. Es war ihm ein Herzensbedürfnis, von ſeinen Lieben zu berichten. Sie traten ihm hier in der ungewohnten Umgebung dadurch ſo greifbar nahe.

Herr Weſterfeldt unterdrückte ein leiſes Gähnen. Editha aber lauſchte mit ungeteiltem Intereſſe.

Was für ein guter Junge er war. Und ſchien ſo harmlos. Das gab ihr auch das Gleichgewicht zurück.

Den großen Jungen da ſollte ſie heiraten. Sie glaubte mit Beſtimmtheit, daß, wenn ihr Herz noch frei geweſen, ſie ſich anſtandslos dem Gebot ihres ſtrengen Onkels würde gefügt haben. Selbſt ohne jene tiefe Liebe, die doch wohl jedem geſitteten Menſch als Richtſchnur fürs Eheleben dienen ſollte, dem Muß gehorchend.

Ihre Steifheit verlor ſich unter dem glücklichen, ſorgloſen Geplauder des jungen Mannes, ſo daß Thiddi, der im Umgang mit Frauen doch nicht ganz ſo harmlos war, wie es den Anſchein hatte, ſehr wohl den guten Eindruck bemerkte, den er auf die hoheitsvolle Dame ausübte.

Das freute ihn, ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, doch mußte

er bei sich konstatieren, daß sie absolut nicht sein Genre war. Und daß, wenn sich die Welt nicht noch umkrempelte, er sicher nie um Editha Westerfeldt freien würde.

Man hörte lautes Sprechen von lustigen Knabenstimmen.

„Die Jungens," sagte Herr Westerfeldt, sich erhebend. Er atmete sichtlich erleichtert auf, auch schien er mit dem entgegenkommenden Benehmen seiner Nichte zufrieden. Sein Gesicht hatte sich geglättet.

„Liebe Editha," sagte er, „ich überlasse also alles deiner Einsicht. Sorge, daß unser junger Mann sich den Reisestaub abschütteln kann, und seine Koffer auspacken, ich muß noch einmal fort. Auf Wiedersehen um sechs zu Tisch."

„Onkel hat recht," sagte Editha, „nun sollen Sie erst mal zur Ruhe kommen."

Sie öffnete die Tür.

„Benno!" rief sie mit einer prachtvollen, dunkel getönten Altstimme über den Flur hin, „Benno, komm mal auf einen Augenblick her."

Allsogleich erschien ein Jüngling von vielleicht siebzehn Jahren auf der Bildfläche. Sein lebhaftes, braunes Auge ruhte einen Augenblick prüfend auf Thiddi, halb argwöhnisch, mit wem man es da nun mit einem Male zu tun bekomme. Als Thiddi ihn aber freundlich anlachte, da war der Junge gewonnen.

„O Sie sind Theodor Liebeknecht. Scheinen ja 'n famoser Mensch zu sein. Ich hatte so ein bißchen Angst, mit wem ich mein trautes Junggesellenheim teilen sollte. Nun werde ich ruhiger in meinem Gemüt. Sie scheinen auch gerade kein Essigtrinker zu sein."

„Kein Spielverderber, meinst du?" lachte Thiddi, angenehm durch die burschikose Begrüßung berührt. „Nee, da sollst du dich nicht geirrt haben. Steht Ihr Kopf, steh' ich auch Kopf."

„Na, das kann ja nett werden," sagte die ernste Editha mit einem frohen Lachen. Und sie setzte fast schelmisch hinzu: „Stolz lieb' ich den Spanier."

Von Thiddi fiel die Kälte ab, die ihn in den Prunkgemächern angewandelt. Er schlug schlicht und herzlich vor, indem er dem Sohne des Hauses die Rechte entgegenstreckte: „Auf du und du. Keinerlei Gene von vornherein. Ich heiße Thiddi."

„Famoser Name," erklärte Benno. „Also komm, Thiddi."

Sie klommen noch zwei weitere Treppen hinan. Ganz oben waren die Jungens untergebracht, um keine Unruhe in das vornehme Haus zu bringen. Vielleicht war die gnädige Frau Mama nervös, dachte Thiddi. Nun, ihm war's schon recht. Hier, wo die Eleganz aufhörte, wo ein gut bürgerlicher Atem wehte, behagte es Thiddi besser.

Mit Hallo wurden sie von den beiden jüngeren Brüdern Bennos, Erich und Johannes, empfangen. Die Drei führten ihren Kameraden nach zwei nebeneinander liegenden großen Zimmern, die einfach aber zweckentsprechend eingerichtet waren. Da ein Badezimmer nebenan gelegen war, und bis zur Tischzeit noch drei Stunden fehlten, nahm Thiddi zuerst ein Bad, dann begann er seine Koffer auszupacken, wobei ihm die Jungens zur Hand gingen.

„Schade," sagte Thiddi bedauernd, „ich habe gar nichts von eurer Existenz gewußt, sonst hätte ich euch etwas mitgebracht. Aber wir bummeln wohl einmal. Dann hole ich das Versäumte nach. Und ihr könnt euch selber etwas wählen."

„Wieviel kannst du denn so ungefähr springen lassen?" fragte vorsichtshalber Johannes, der Jüngste.

„Na, wollen mal nicht so knauserig sein. Pro Mann zehn Mark," erklärte Thiddi in dem frohen Bewußtsein eines gefüllten Portemonnaies.

3. Kapitel.

Erſt bei Tiſch bekam Thiddi die Dame des Hauſes zu ſehen.

Sie war eine ſehr elegante und eine ſehr ſchöne Frau, ſo ſchön, daß ſie noch heute mit ihren fünfundvierzig Jahren ihre Tochter in den Schatten ſtellte. Auch trug ihr lebhaftes Naturell viel dazu bei, ihre Schönheit zu heben und über ihr Alter hinweg zu täuſchen.

Die drei Jungen waren in ihrem Weſen nach der Mutter geartet, Editha nach dem Vater, der ſeinem Bruder, Hans Weſterfeldt, ſehr ähnlich geweſen.

Frau Weſterfeldt kam Thiddi äußerſt herzlich entgegen. Denoch konnte alle ihre Liebenswürdigkeit nicht das Steife fortſpülen, welches Herr Weſterfeldt für Lebensbedingung zu halten ſchien. Es herrſchte bei Tiſch kein lebhaftes Durcheinander, wie Thiddi es von zu Hauſe gewohnt war, wo er von jeher die erſte Violine geſpielt. Hier ſaßen die lebhaften Jungen äußerſt geſetzt bei Tiſche; es kam Thiddi überhaupt vor, als übe die Gegenwart des Onkels einen ſtarken Druck auf ſie aus. Auch Editha verhielt ſich ſchweigſam, hatte ſogar wieder ihr unnahbares Geſicht aufgeſteckt; der junge Tiſchgenoſſe ſchien nicht für ſie zu exiſtieren.

Der wollte zuerſt mit fröhlichen Witzen und humorvollen Einfällen das Mahl würzen, kam aber bald von dieſer löblichen Abſicht zurück, da er einſehen mußte, daß ſolches hier gänzlich unangebracht war.

Mit unbewegtem Geſicht ſaß der Chef am oberen Ende der Tafel, und mit dem gleichen, unbewegten Geſicht waltete der Diener reſpektvoll ſeines Amtes. Ja, es war alles ungemütlich ſteif, da auch die drei lebhaften Jungen ſich gänzlich oben verausgabt zu haben ſchienen.

Nur die Hausfrau glänzte durch eine bezaubernde

Liebenswürdigkeit und Anmut, wenn auch niemals aus dem Rahmen dieses vornehmen, exklusiven Kreises heraustretend.

Nach Tisch steckten sich die Jungens hinter Mama. Sie wollten Thiddi gern mal 'n bißchen Hamburg zeigen. In Wirklichkeit brannten sie darauf, ihre Zehnmark-Geschenke zu erhalten.

Sie wurden äußerst knapp in Geldangelegenheiten gehalten; mit zehn Mark ließen sich immerhin einige Wünsche befriedigen.

Im Salon neben dem Speisezimmer wurde der Kaffee eingenommen.

Die Jungen waren mit ihrem Zimmerkameraden längst davongestürmt.

Frau Mercedes Westerfeldt lag nachlässig hingegossen in einem Fauteuil; Editha, der Mutter gegenüber sitzend, hatte eine leichte Handarbeit vorgenommen. Herr Westerfeldt ging mit lautlosen Schritten auf dem weichen Teppich auf und nieder, ab und zu die Mokkatasse an seine Lippen führend. Das heitere Gesicht der Hausfrau hatte einen ernsten Ton angenommen. Sie blickte auf ihren Schwager, in dessen Mienenspiel sie besser zu lesen verstand, wie einstmals in dem ihres seligen Gatten.

„Dein fortwährendes Auf- und Niedergehen macht mich nervös, lieber Hans," sagte die schöne Frau. „Wenn du etwas auf dem Herzen hast, bitte erleichtere dich. Das lange Hinausschieben einer Sache ist mir zuwider."

Hans Westerfeldt blieb vor seiner Schwägerin stehen. „Du weißt, Mercedes, was ich auf dem Herzen habe. Und Editha weiß es auch."

„Laßt mich ganz aus dem Spiel. Ich bitte darum," erklärte Editha schneidend. Ihr Gesicht war blaß vor Aufregung. „Ihr kennt meine Meinung. Es mag ja viele Mädchen geben, die sich für die Familie opfern. Ich

gehöre nicht zu ihnen. Ich will mein Recht. Das Recht auf Glück."

„Da hörst du's," sagte Mercedes.

„Jawohl, ich hör's," entgegnete Hans Westerfeldt ruhig und würdevoll. „Du wirst nie zu deinem erträumten Glück kommen. Helmut Krahlen kann nur zu etwas kommen, wenn man ihm kräftig mit den nötigen Mitteln unter die Arme greift. Kannst du das?"

„Wir warten."

„Gut. Darüber werdet ihr alt, könnt wegsterben," erklärte Hans Westerfeldt nachsichtig. „Uebrigens, wie gefällt dir der junge Mann?"

„Gut, sehr gut," entgegnete Editha auf des Onkels Frage.

Zum ersten Male hellten sich Westerfeldts Züge auf. Editha sah es.

„Gib dich keinen unnötigen Hoffnungen hin, Onkel."

Herr Westerfeldt schob sich einen Sessel dicht neben den seiner Nichte.

„Du solltest dich weniger schroff verhalten, liebes Kind," zischte er. „Wir sind am Ende. Und was dann? Seit geraumer Zeit arbeiten wir mit Unterbilanz."

Er machte eine Pause, fuhr sich mit der gepflegten Hand, an der ein Solitair von seltener Größe funkelte, über die hohe Stirn.

Himmel, er konnte doch nicht sagen, daß er bereits seit längerer Zeit ein frivoles Spiel mit dem Vermögen Fremder trieb. Daß mit dem Eigentum eines Gläubigers der andere zum Schweigen gebracht werden mußte — nur um Zeit zu gewinnen, wieder nachzuholen, was man bei den schwindelhaft hohen Spekulationen verloren. Nein, das konnte er ihnen nicht sagen. Sie durften ja nicht ahnen, daß ihm, den sorgenbelasteten Mann, das Zuchthaus aus dem von Depots entblößten Tresor entgegen grinste.

Aber helfen mußten sie ihm, um ihrer selbst willen.

„Die Ultimoregulierung war niederschmetternd, Kinder," fuhr er in demselben leisen Tone fort. „Doch das versteht ihr nicht. Ihr sollt auch nicht damit behelligt werden. Ich habe getan, was in meinen Kräften stand, nun sollt auch ihr helfen, das Haus Westerfeldt zu halten, da es in seinen Grundvesten zittert. Es ist eine Krisis, die immer im Geschäftsleben einmal vorkommen kann. Wenn du es vorziehst, Editha, die praktische Seite des Lebens einfach zu ignorieren und an dieser törichten Liebelei festzuhalten, kannst du vielleicht in einigen Wochen schon eine Bettlerin sein. Damit nützt du aber weder deinem Geliebten, noch dir, noch uns allen. Also überlege wohl."

Editha richtete sich zur vollen Höhe empor. Ihre Augen blitzten gereizt, trotzig in die des Onkels, die strenge auf sie gerichtet waren.

„Daß ihr das so mir nichts, dir nichts verlangen könnt, ohne mit der Wimper zu zucken. Hat man euch eure Jugend verkümmert? Ueberhaupt ist es ja die Frage, ob der junge Liebeknecht eine Heirat mit mir als wünschenswert erachtet. Er ist ja doch ein gänzlich harmloser Mensch. Wie denn ja auch sein Onkel wohl niemals daran gedacht hat, seinen Jungen so einfach zu verkuppeln. Bei seinem Reichtum kann er wählen."

„Wir setzen natürlich voraus," erwiderte Hans Westerfeldt, ohne von der Anklage, die seine Nichte gegen ihn erhoben, Notiz zu nehmen, „daß du unseren Wünschen entgegenkommen wirst. Gerade weil der junge Mensch noch nicht so blasiert erscheint, wie die heutige Jugend, muß es dir ein leichtes sein, ihn für dich zu gewinnen. Dir bleibt keine Wahl. Wir stehen vor dem Ruin."

Editha packte ihre Handarbeit zusammen und erhob sich.

„Machen wir diesem unerfreulichen Gespräch ein Ende. Vorläufig hat der fröhliche Thiddi ja ebensowenig Vermögen, wie ich habe. Dieses liegt in des Alten Händen. Und da er ein Schulkamerad von Papa gewesen, Onkel

Hans, so kann er ja auch noch kein Mummelgreis sein. Wenn hier ein Opfer gebracht werden muß, so bitte Mama, bringe du es. Du hast, wenn du auch lebenslustig und noch viel vom Leben zu erwarten berechtigt bist, doch deine Jugend ausgelebt, bist einsichtsvoller und ebnest uns gewiß gern die Wege."

Sie war hinaus, noch bevor die beiden Zurückbleibenden sich von ihrem Erstaunen erholt hatten.

Dieses war in der Tat groß.

Frau Mercedes war ja gewiß nicht abgeneigt, eine zweite Heirat einzugehen; sie fühlte sich noch so närrisch jung und hatte heißes Blut in ihren Adern. Wenn sie also über die Worte ihrer ernsten Tochter nachdachte, mußte sie ihr ja recht geben. Gewiß, sie war am Ende die Nächste dazu, ein Opfer zu bringen, wenn denn schon eins gebracht werden mußte. Allerdings wäre ihr ein jüngerer Gatte lieber gewesen, als dieser alte Onkel sein konnte. Er mußte mit ihrem Schwager so ziemlich in einem Alter stehen, und der zählte gerade sechzig Jahre.

Prüfend ließ sie ihren Blick auf Hans Westerfeldt ruhen, der sich in den Sessel ihr gegenüber niedergelassen hatte und sich mit vieler Umständlichkeit eine Zigarette anzündete, die er einem eleganten Etui entnommen.

Am Ende, wenn er die Figur Hansens hatte, seine weltmännischen und gesellschaftlich tadellosen Manieren, dann . . . . .

Hans Westerfeldt machte eine Bewegung; die riß sie aus ihrem Gedankengang heraus.

„Sie wird nicht wollen," sagte er, seinen Blick durch das offene Fenster schweifen lassend, durch das eine abendliche, balsamische Luft hereinströmte.

„Nein," sagte Frau Mercedes.

„Dann müssen wir klappen."

„Hans, Hans," schrie Frau Mercedes auf. „Du siehst zu schwarz."

„Ich?!“ machte der Bankier lang gedehnt. „Nein, Mercedes, ich habe euch nur nicht mit meinen Sorgen beunruhigen wollen. Hoffte, es würde sich alles regeln. Da schneit mir wie ein Himmelswink der Brief dieses einstigen Kameraden ins Haus. Wir haben lange nichts von einander gehört, ewig lange nicht. Allein er erinnerte sich meiner doch in seinen Nöten. Der Bengel, er macht ja soweit einen guten Eindruck, ist doch ein halber Tunichtgut, mag er noch so harmlos aussehen. Man muß ihn stramm in die Schule nehmen. Editha würde ihm bei seiner Gutmütigkeit wohl Zügel anlegen. Und schließlich, sieh mal, wenn wir uns durch das Geld des Alten aufrappeln könnten, wären wir bald wieder obenauf. Dem guten Jungen könnte man ja alle Freiheiten gewähren. Ich bin doch da.“

Frau Mercedes nickte. Sie hatte großes Vertrauen zu ihrem Schwager; er gab mit vollen Händen, von Einschränkungen war niemals die Rede gewesen. Liebte er doch selber ein luxuriöses Leben. Und Mercedes war so daran gewöhnt. Der Inhalt ihres Daseins bestand nur aus Toilettenfragen, Reisen, Gesellschaften. Das kannte sie nicht anders. Nur in diesem ihrem Temperament entsprechenden Leben fand sie Genüge. Das durfte doch mit einem Male nicht vorbei sei. Nein, lieber nahm sie einen alternden Mann in Kauf. Hatte sie doch der Zerstreuungen so viele, was kam das auf den Mann an.

„Lieber Hans, was Editha da sagte, entbehrt ja nicht so ganz jeder Berechtigung,“ stieß sie zögernd hervor.

„Nein,“ sagte der Bankier kurz. „Nur wir verlieren soviel Zeit, Kind. Und ob der alte Knopp sich zu einer Heirat entschließt, ist sehr fraglich. Eigentlich nicht anzunehmen. Selbst wenn du das ganze Füllhorn deiner Liebenswürdigkeit über ihn ausgössest —“

Er versank in Grübeleien.

Mercedes Augen lachten. Ach, wenn es sein mußte, wie wollte sie den alten Herrn kareſſieren. Sie war so von

ihrer Unwiderstehlichkeit überzeugt, daß sie wohl sich zutraute, der Situation völlig gewachsen zu sein.

Hans Westerfeldt stand auf, um seinen Rundgang wieder zu beginnen.

„Du mußt verzeihen, liebe Mercedes, ich kann nicht stillsitzen. Wenn wir uns einig sind, soll die Festung wohl kapitulieren. Wir müssen dann aber beraten, wie wir so schnell wie möglich eine Bekanntschaft anbahnen. Eile tut not. Noch kann ich mich ja ein Weilchen über Wasser halten. Doch wenn erst an den Grundvesten eines Baues gerüttelt ist, bedarf es nur eines einzigen Stoßes und er liegt zertrümmert da. Noch habe ich Kredit, doch begegne ich schon hier und da Blicken, die mich genieren. Ich bin nicht abkömmlich. Aber zu Pfingsten melde du dich mit allen Jungens bei den Lamprechts an, der Thiddi muß mit. Nur für die Feiertage. Da lernst du die Familie kennen."

Frau Mercedes war ganz bei der Sache und zu allem bereit, wenn es galt, sich die Annehmlichkeiten des Lebens zu sichern, ohne die sie nun mal nicht leben konnte.

So war wenigstens äußerlich der Frieden in der eleganten Villa an der Alster wieder hergestellt. Editha wurde nicht mehr mit Drängen behelligt; Frau Mercedes ging wie ein Triumphator umher; der Bankier hatte nach wie vor sein undurchdringliches Gesicht, doch war die Unmutsfalte, die sich schon so tief auf der hohen Stirn eingegraben, um ein bedeutendes geglättet.

Thiddi fuhr jeden Morgen mit seinem Chef zusammen nach dem Rödingsmarkt, saß neben den anderen jungen Leuten am hohen Pulte und wurde mit großem Respekt von dem Prokuristen in das Geschäftliche eingeweiht. Doch blieb ihm das Kontor ein fremdes Gebiet. Hier konnte er nicht heimisch werden; in der Villa hatte er sich gar bald eingelebt.

Die gräßlichen Zahlen waren noch öder, als die starren Gesetzesparagraphen.

Und doch waren sie keineswegs so nichtssagend, wie Thiddi in seiner Unkenntnis dachte. Es waren mächtige Faktoren, mit denen man rechnen mußte, die himmelhoch jauchzen, zu Tode betrüben konnten. Thiddi sagten sie nichts. Er blickte sehnsüchtig zum Fenster hinaus, wo ganz oben zwischen den hohen Häusern das Himmelsblau ihn grüßte.

Mit den Kollegen zur Rechten und zur Linken, mit denen er gern ein Wörtchen wechselte, konnte er auch nicht recht warm werden. Daß er da draußen in der Villa einquartiert war, mit dem Chef kam und ging, gab ihm von vornherein so eine Art Ausnahmestellung, man konnte kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen.

Doch fanden sie einstimmig, daß er ein ulkiger Mensch war. Wenn er Gesichter schneidend, beide Hände über die Zahlenreihen breitend, seufzte: „Ich kann nun bald die Kandidaten nicht mehr vor Augen sehen," dann gab's allemal etwas zu lachen.

Schreibfaul war er furchtbar. Am dritten Tage nach seiner Ankunft in Hamburg war bei den Seinen eine Karte eingetroffen, daß es ihm gut gehe und er nächstens ausführlich berichten würde.

Dieser ausführliche Brief blieb aus.

Jeden Morgen, Mittag und Abend stand Tante Malve, auf den Postboten wartend, am Fenster. Der wußte bald Bescheid. Und sein bedauerndes Achselzucken, mit der entsprechenden Handbewegung, war ihm schon geläufig geworden.

Eines Tages aber kam doch ein Brief aus Hamburg. Und zwar ein Brief von solch herzerquickender Liebenswürdigkeit, daß er einen wahren Beifallssturm bei den drei alternden Menschen erweckte.

Frau Westerfeldt hatte geschrieben.

Und was der Freude die Krone aufsetzte, Thiddi, ihr Thiddi, würde zu Pfingsten kommen. Zwar war er von

einer großen Gesellschaft begleitet, doch das konnte nur die Freude verdoppeln. Die lieben Menschen, in deren Hause ihr Herzensjunge ein Heim gefunden, hier begrüßen zu können, mußte ihnen allen eine Ehre sein. Und war's auch, wenn auch bei Theodor Lamprecht, mit einigem Vorbehalt. „Kinder, was wird das hier für ein Leben werden," seufzte er, der schon für die Pfingsttage seine ganze Gemütlichkeit in die Brüche gehen sah.

Wohl liebten die Lamprechts einen geselligen Verkehr, sie lebten keineswegs wie Einsiedler, doch aber unterschied sich der Verkehr im Freundeskreise wesentlich von dem eines fremden Logierbesuches. Denn mochten sie immerhin gute Menschen sein, fremd waren sie ihnen doch. Und noch dazu eine Dame. Welchen Zwang mußte man sich da auferlegen. Ein klein wenig knurrte der alte Herr.

Aber Malve und Guschi redeten endlos auf ihn ein. I bewahre, in keiner Weise brauche er sich zu genieren. Frau Westerfeldt sei doch eine verheiratete Frau, die wisse doch mit den Mannsleuten Bescheid. Sei nicht so penibel im Rauchen, auch doch an besondere Eigenheiten der Männer gewöhnt.

Sie redeten ihm so ein, daß er, als der Zeitpunkt heranrückte, sich schon ganz zufrieden gab. Denn die Zwischenzeit, von dem Tage, wo der Brief ankam, und dem Tage der Ankunft der zu erwartenden Gäste, war für den armen Theodor ärger als das Fegefeuer gewesen. Das war schon mehr die Hölle selbst. Nirgends ein Fleckchen, wo man sich in Ruhe niederlassen konnte, alles troff von Seifenschaum und Ungemütlichkeit. Da blieb ihm einzig und allein das Wirtshaus, denn selbst im eigenen Zimmer war er vor wirtschaftlichen Ueberfällen nicht sicher.

Er stieß einen wahren Erleichterungsseufzer aus, als er seine Damen mit Kennerblicken durch die in wahrer Sauberkeit blinkenden Räume schreiten sah. Und sie fanden mit inniger Zufriedenheit, daß alles gut war.

4. Kapitel.

Das Geschwisterpaar wanderte auf den Bahnhof, die Gäste zu empfangen, während Auguste zu Hause ihnen den Willkomm entbieten sollte.

Nein, war diese Frau Westerfeldt reizend! Und so jung sah sie aus, es war reineweg gar nicht zu glauben, daß die schon so große Kinder hatte. Und die Buben liebe, herzige Kerle. Sie hatten sofort der alten Dämchen ganzes Herz gewonnen.

Thiddi war noch ganz der alte, ihr liebes Hätschelkind. Gott ja, wie sollte er sich denn auch so urplötzlich ändern; waren es doch erst gut vierzehn Tage her, seit er fort gegangen war.

Vierzehn Tage, es schien unglaublich. So endlos lang war ihnen allen dreien die Zeit geworden. Aber nun gab es Leben. Fröhliches, jugendliches Leben durchschallte das stille Haus. Die Jungen hatten endlos sich zu freuen. Es gab gar mancherlei des Neuen. Da war die Marine, der Kriegshafen, Torpedoboote, und was des Sehens noch sonst wert war.

Von Thiddi hatten die Verwandten wenig. Nur das Bewußtsein, daß er bei ihnen war. Denn selbst wenn die herrlichen Pfingtouren zu Wasser und zu Lande in die Umgegend gemacht wurden, war Thiddi nicht viel bei den Seinen. Er hatte es wichtig, seinen jungen Freunden alles zu zeigen.

Um so mehr hatten sie von der reizenden Mutter dieser großen Jungen. Die hüllte sie förmlich ein mit all ihrer Anmut, Grazie und liebenswürdigen Heiterkeit. Es wäre unrecht gewesen, von einem Zwang zu sprechen, wo diese liebenswürdige Frau weilte.

Rauchen? Ach Gott, alles konnte der Hausherr machen, sie verschmähte ja selber eine Zigarette nicht. Und wie ihr das stand!

Zuerst hatten Malve und Auguste ja große Augen gemacht, als Frau Westerfeldt — o Gott — rauchte!

„Aber nein, Guschi," stellte Malve fest, „es sieht wirklich gar nicht unweiblich aus bei dieser allerliebsten Person. Alles kleidet ihr. Zierlich, niedlich, reizend wie sie ist."

Auguste war ganz derselben Meinung. Eines schickt sich eben nicht für alle.

Theodor Lamprecht kam aus dem Entzücken gar nicht heraus. Er war ganz weg.

Daß es so etwas überhaupt gab? Dieses Tändelnde, Leichte, Liebenswürdige.

Herrgott, der alte Junggeselle fuhr sich mit der fetten Patsche über die Glatze. Heiß wurde ihm. Hatte der Hermann Westerfeldt ein Glück gehabt — nee. Das fesche Weibchen war einfach zum Verrücktwerden. Ja, so eine Frau, die ließ sich Theodor Lamprecht schon gefallen. Da lag Charme drin.

Er kriegte seinen Thiddi mal einen Augenblick beiseite.

„Du, verguck dich nur nicht in die Mama."

Der Alte wurde ordentlich fidel, stieß seinem Jungen so ein bißchen in die Rippen

„Aber Onkel," lachte der große Junge und drohte seinerseits seinem Alten mit dem Finger, daß dieser, weiß Gott, ein wenig im Gesichte anlief.

Ja, vor sich selbst wollte er kein Verstecken spielen; er war, gewiß und wahrhaftig, regelrecht verliebt.

„Na, aber solch eine Mutter, Kinder, Kinder, wie muß da erst die Tochter sein!"

Darüber belehrte ihn Thiddi gar bald.

„Die Tochter? Krieg' nicht dein blaues Wunder, Onkel. Das ist eine ganz Feine, aber eine von der hochnasigen Sorte. Die nimmt mich nicht und ich sie auch nicht."

Gleichviel, was lag denn daran? Es machte momentan wenig Eindruck auf den Onkel. Er sonnte sich in Frau

Mercedes' holder Gegenwart. Und als die Pfingsttage nur allzu schnell ihr Ende erreicht hatten, da blieb in Theodor Lamprechts Junggesellenherz eine große Leere zurück.

Mein Gott, was wollte er? Er, der eingefleischte Junggeselle, ein Mann von zweiundsechzig Jahren, war doch am Ende nicht wie ein Primaner verliebt? Die Zeiten der Schwärmereien waren doch für ihn längst vorüber.

Theodor Lamprecht stellte sich im Salon vor den großen Trumeaux. Hier konnte er den ganzen Eindruck seiner Persönlichkeit erforschen.

Noch niemals hatte er sich so eingehend mit seiner Person befaßt, noch niemals mit so kritischen Augen sein Aeußeres gemustert.

Aber du lieber Gott, aussetzen konnte man am Ende doch auch nicht viel an ihm. Er war im Grunde ein ganz stattlicher Kerl noch mit seinen zweiundsechzig Jahren. Er mußte, zum Henker, noch Eindruck auf die Weiber machen können. Hatte er am Ende auch gemacht. Wie oft vielleicht schon, was ihm ja nimmer zum Bewußtsein gekommen. War ihm im Grunde auch höchst schnubbe gewesen.

Bei Frau Mercedes jedoch sollte es ihn freuen. Das war eine Frau so recht nach seinem Justo. Na, und schließlich jung konnte sie auch nicht mehr sein mit der erwachsenen, heiratsfähigen Tochter.

„Er zog vor dem Spiegel seine Weste gerade, ordnete seinen Schlips, obgleich alles seinen vollen Schick hatte.

„Theodor, was machst du denn da vor dem Spiegel?" scholl da plötzlich die Stimme seiner Schwester hinter ihm.

Er fuhr wie ein auf frischer Tat ertappter Sünder herum. Höchst verlegen. Und empfand heute zum erstenmal die Stimme seiner Schwester scharf und unmelodisch, ihr Lachen gewöhnlich. Noch klang in seinen Ohren das girrende Trillern der reizendsten aller Frauen.

Er hauchte seine Schwester zum ersten Male recht deutlich an. Dann tat es ihm doch wieder leid und er sagte

gleichsam wie zur Entschuldigung: „Na, endlich hat man mal seine Ruhe wieder."

Er ging erhobenen Hauptes nach seinem Zimmer, wo er ungestört seinen Gedanken nachhängen konnte.

Das tat er denn, aber zur Ruhe konnte er das rebellische Herz ja gar nicht wieder kriegen.

Er seufzte ein paarmal, schalt sich einen Toren, einen verliebten Narren, und seufzte wieder, denn das gehört nun einmal zu einem regelrechten Verliebtsein.

„Und warum eigentlich nicht?" rief er plötzlich ganz laut in die Stille seines Zimmers hinein. Ganz unmotiviert, wie's den Anschein hatte, und doch war es die Folge einer langen Gedankenreihe.

Eigentlich war das Leben ihm viel, recht viel schuldig geblieben. Keiner würde auch in einer Verbindung mit Mercedes Westerfeldt etwas sehen. An Alter paßten sie, sie war wohlhabend, er hatte auch einen ganz ansehnlichen Batzen mit in die Ehe zu bringen, solche Partie wie er, sollte immer gesucht werden.

Als sie damals vor vielen Jahren erbten, die Geschichte kam ja ganz unverhofft, erhielt er zwei Drittel und seine Schwester eins. Sein Part betrug auf den Kopf fünfhunderttausend Mark. Da war es also kein Wunder, daß er den Beamtenrock auszog und sich mit seiner Pension und seinem Vermögen zur Ruhe setzte. Im Laufe der Jahre und bei der soliden Lebensweise hatte sich das Vermögen dann vergrößert — also kurz und gut, man mochte sagen, was man wollte, er verlangte sein Recht. Konnte es verlangen.

Als nach ein paar Tagen ein ungemein schmeichelhafter Brief an ihn von Frau Mercedes kam, war es bei ihm beschlossen: Er wollte reisen. Vorläufig nur bis Hamburg. Und wenn er dort hocken blieb, wen ging's was an?

„Guschi, Guschi, was ist nur in unseren Theodor gefahren?" klagte Malve. „Er ist ja geradezu unausste-

lich. Mäkelt, wo er früher so zufrieden war, meidet unsere Gesellschaft; war doch sonst nicht für die Einsamkeit."

„Ja," entgegnete Auguste, „sieh, das ist mir auch aufgefallen. Seit dem Besuch ist er so verändert. Der war auch ein bißchen lärmend und anstrengend, so etwas ist nichts mehr für ihn. Er muß eben sein gemütliches Leben weiter leben. Nun ist er so etwas aus dem Gleichgewicht gekommen. Wird sich schon geben."

Das hoffte auch Malve. Dennoch blieb ihr das zerrüttete Wesen des Bruders ein Grund zur Besorgnis.

* * *

Frau Mercedes konnte natürlich nicht ahnen, welch einen Sturm sie in dem Herzen Theodor Lamprechts entfacht hatte. Sie war sich bewußt, ihre Huld über alle gleichmäßig verteilt zu haben, so daß sie annehmen durfte, ihr Besuch sei bei den Lamprechts nicht als Störung, vielmehr als ein heiteres Zwischenspiel in der Monotonie ihres Lebens empfunden worden. Sie war von den Damen aufs herzlichste zum Wiederkommen aufgefordert worden, und auch sie hatte ihrerseits die Hoffnung ausgesprochen, die lieben Lamprechts, sowie Fräulein Auguste bald bei sich zu sehen.

Als sie nun wieder in ihrem eleganten Heim, alle die kleinen und großen Bequemlichkeiten genießend, die ihr in dem fremden Hause gefehlt hatten, über ihre Reise und deren Zweck nachdachte, war ihr Theodor Lamprecht in seiner Pedanterie, steifen Junggesellenhaftigkeit und unschönen Figur die unliebsamste Rückerinnerung. Sie liebte das Schneidige, Weltgewandte, auch ein wenig Blasiertheit und Uebersättigung an einem Manne. Wenn ihr Schwager ihr seine Hand angeboten, sie hätte nicht nein gesagt.

Wahre, selbstlose Liebe hatte sie bisher nicht gekan

ein so tiefes Gefühl lag nicht in ihrer spielerischen, leichten Natur. Sie nahm das Leben heiter, liebte Zerstreuungen, und vor allem konnte sie nicht ohne Bewunderung existieren. Die ward ihr in reichlichem Maße zuteil. Auch ihr Schwager bewunderte sie. Er liebte ihre leichte, tändelnde Art, ihren lachenden Frohsinn, ihr elegantes, sicheres Auftreten. Er war ein großer Frauenkenner und -verehrer.

Und trotzdem sie wußte, daß er vielen Frauen huldigte, und ihr vielleicht nicht ganz die eheliche Treue gehalten hätte, würde eine Ehe zwischen ihnen dennoch harmonisch genannt zu werden verdient haben. Aber Lamprecht!

Ein gelindes Gruseln überlief den Körper der schönen Frau. Da steckte Hans Westerfeldt seinen Kopf in ihr lauschiges Boudoir.

„Darf ich, Mercedes?"

„Aber gewiß, Hans."

Er trat hastig näher, nahm einen der kleinen Stühle und setzte sich zu der lieblichen Bewohnerin dieses kostbaren Schmollwinkels, welche graziös auf einer Ottomane liegend, zierlich die Zigarette handhabte.

„Nun, wie war's?" fragte er ungeduldig.

Mercedes stieß ein kleines, girrendes Lachen aus.

„Sehr nette Leutchen, Hans."

„Ist damit alles gesagt?"

„So ziemlich."

„Und Theodor Lamprecht?"

„Shocking."

Hans Westerfeldts kundiges Auge überflog die süße Gestalt auf dem Ruhebett, der die Jahre nichts hatten anhaben können. So war sie gewesen, als sein Bruder sie vor einundzwanzig Jahren heimführte.

Glühend tauchte sein Blick in ihre lachenden Augen. Dann er könnte, wie er möchte . . . . .

Dann sagte er streng: „Was heißt shocking? Er ist

ein Ehrenmann und vor allem, Mercedes, er ist ein reicher Mann. Wir brauchen Geld."

Sie richtete sich auf, legte die Zigarette fort und fragte dringlich: „Hans, muß es wirklich sein?"

„Ja, Mercedes."

„So sei es, wenn er will."

Ja, wenn er wollte. Alles lag noch so unendlich unklar vor Hans Westerfeldt. Den Jungen wenigstens hätte man so ziemlich in der Gewalt gehabt. Und er zweifelte keinen Augenblick an einen Erfolg nach dieser Seite hin, wenn Editha gewollt hätte. Sie konnte bei all ihrem Ernste und der Schwerfälligkeit ihres Charakters dennoch sehr anziehend wirken, obgleich sie natürlich niemals mit ihrer Mutter zu vergleichen war. Die gewann alle Herzen im Fluge, und wenn sie es ernstlich darauf anlegte, war sie wohl imstande, ein Männerherz rebellisch zu machen.

Immerhin, zwischen Verliebtheit und ernstlichen Absichten besteht ein großer Unterschied. Kein Wunder, wenn Hans Westerfeldts Sorgenfalte wieder recht deutlich auf seiner Stirn hervortrat.

„Fallissement", das ist ein schweres Wort. Und wo er ging und stand hörte er dieses ominöse Wort in seinen Ohren. Er war nervös bis in die Fingerspitzen und mußte doch äußerliche Ruhe bewahren. Denn nur eine große Ruhe konnte die Täuschung über das Unsichere seiner Lage vollständig machen.

Hans Westerfeldt und seine Schwägerin überlegten die ferneren Schritte, die zu tun ihnen blieben, um eine Sache, die so ganz und gar noch in der Schwebe lag, wohl eigentlich, wie man annehmen durfte, nur in ihren Köpfen spukte, zum weiteren Gedeihen zu bringen. Der erfahrene Geschäftsmann war dafür, das Eisen zu schmieden, solange es warm war.

„Du darfst bei den Lamprechts nicht in Vergessenheit geraten," sprach er dringlich. „Das ist vorläufig alle

was wir tun können. Und daher schlage ich vor, die Leutchen zu uns einzuladen, man muß sich schließlich doch revanchieren."

„Heut' oder morgen geht das nicht," gab Mercedes zu bedenken. „Es würde aufdringlich aussehen."

„Ich finde das nicht," widersprach der Bankier, den es brannte, sich Gewißheit zu verschaffen, wie die Dinge nach dieser Seite hin stünden. „Aber laß uns ruhig acht bis vierzehn Tage warten. Ueberstürzung tut niemals gut."

Trotz dieses Ausspruches lebte doch eine starke Ungeduld in Hans Westerfeldt. Und aus dieser Ungeduld heraus veranlaßte er seine Schwägerin schon nach acht Tagen, die Einladung an Lamprechts abgehen zu lassen. Er selber fügte eine dringliche Bitte um Gewährung hinzu.

Diese Einladung kam Theodor Lamprecht nicht ganz gelegen. Wohl freute er sich über dieselbe, doch nur, was seine Person anbelangte. Seine Damen würden ihn genieren, da er es wohl fühlte, daß er von ihnen mit Argusaugen überwacht wurde. Nein, sie durften nicht mit nach Hamburg, das stand bei ihm fest, und so ersann er allerlei Ausflüchte, sie daheim zu halten.

„Seht mal, Kinder, diese Last können wir den Leuten nicht so einfach aufladen. Drei Mann hoch. Sie tun's doch bloß Thiddis wegen; an uns kann den Leuten ja nicht 'n Pfifferling gelegen sein. Ganz vor den Kopf stoßen kann man sie aber nicht durch eine Absage, so ist's schon besser, ich fahre allein. Möchte doch auch sehen, wie der Thiddi dort installiert ist, und mit eigenen Augen mich überzeugen, wie er sich einlebt."

Malve merkte wohl die Absicht des Bruders und es stimmte sie traurig. Sie waren doch mal alle in dem liebenswürdigen Briefe eingeladen worden, und weshalb sollte die Last in dem herrschaftlichen Hause größer werden, wo Bedienung in Hülle und Fülle vorhanden, mehr als bei

ihnen, die sich ja doch nur mit einem Mädchen behalfen und auch nicht über so viel Räumlichkeiten verfügten.

„Er will uns nicht mithaben, Guschi," klagte Malve in vorwurfsvollem Ton. „Wie ist er doch verändert."

„Soll er allein reisen," entschied Auguste. „Der besinnt sich schon wieder auf sich selbst. Hat es ja nirgends so gut wie daheim."

So reiste Theodor Lamprecht mit vollen Segeln ab.

5. Kapitel.

Er blieb lange fort. Wie es sich herausstellte, war er mit den Westerfeldts nach Nauheim gegangen, woselbst der Bankier alljährlich eine Kur durchmachte.

Sie selber erfuhren ja nur geringe Details, eigentlich nur die Tatsachen in groben Umrissen. Es kamen nur Ansichtskarten mit freundlichen Grüßen von Theodor, von den Westerfeldts unterschrieben. Das war alles. Und Thiddi, der in Hamburg geblieben war, hüllte sich ganz in Schweigen.

„Was soll ich Euch berichten?" hatte er einmal auf einer Postkarte, auf eine besonders dringliche Mahnung, an seine Tanten geschrieben. „Mein Leben fließt gleichmäßig dahin. Zahlen, Zahlen und nochmals Zahlen; sie spuken mir nachts in den Träumen wie lauter kleine schwarze Teufel vor den Augen. Und im übrigen weiß ich ja auch nichts."

Und so war es.

Thiddi fand absolut nichts Außergewöhnliches darin, daß der Onkel sich den Westerfeldts angeschlossen und konnte die Aufregung der Tanten nicht begreifen.

Man konnte es freilich den beiden Damen nicht verdenken, daß das Benehmen ihres sonst so treuen Hausgenossen sie im höchsten Grade erregte. Angenehm war

es nicht, sich so einfach beiseite geschoben zu sehen. Sie hatten doch immer gemeinsam eine Sommerreise gemacht, diese würde nun jedenfalls dieses Jahr wegfallen. Und was sie vollends gar nicht begriffen, war der Umstand, daß es scheinbar dem Bruder und Vetter besser bei den Westerfeldts behagte, als bei ihnen, die so zärtlich und ängstlich stets um sein Wohlbehagen bemüht gewesen.

„Undank ist der Welt Lohn," sagte Auguste mit einer leichten Verachtung in der Stimme.

* * *

Nach vier Wochen kehrten die Westerfeldts zurück.

Ganz plötzlich geschah es; der Bankier hatte ein wichtiges Telegramm erhalten, welches ihn an seinen Platz zurückrief.

Thiddi war wirklich froh, seinen Onkel wieder zu sehen. Immer, wenn er einige Zeit von seinen Lieben getrennt gewesen, merkte er erst so recht, wie lieb sie ihm waren, und wie sehr er mit ihnen verwachsen sei.

Onkel Theodor sah famos aus.

„Ordentlich jung bist du in Nauheim geworden," konstatierte Thiddi.

„Na, das soll wohl sein," lachte Theodor Lamprecht etwas verlegen.

Dabei flog sein Blick zu der schönen Hausfrau hinüber, der Thiddi deutlich zeigte, daß sein lieber Alter bis über beide Ohren verliebt war. Das konnte er begreifen. Auch ihn entzückte das liebenswürdige Wesen der Hausfrau immer von neuem. Im steten Umgang mit dieser wirklich entzückenden Frau, die so frisch und jung an Körper und Geist war, konnte auch ein Junger Feuer fangen.

Bei Herrn Westerfeldt schien die Kur in Nauheim nicht so gut angeschlagen zu haben, als bei dem Onkel. Es wollte Thiddi bedünken, als trete der strenge Zug

seines Gesites stärker hervor als früher. Er imponierte mit dieser strengen, kalten, zugeknöpften Haltung gewaltig, so daß Thiddi vor dem Manne einen großen Respekt hatte.

Nach dem Abendessen tippte der Chef Thiddi herablassend auf die Schulter.

„Theodor," — Herr Westerfeldt verschmähte den läppischen Kosenamen Thiddi — „kommen Sie mal ein bißchen mit hinüber auf mein Zimmer. Ihr Onkel und ich haben mit Ihnen zu reden."

Ueber Frau Mercedes' Gesicht huschte eine ganz feine Röte. Theodor Lamprecht zog seine Weste herunter, wie er bei großer Erregung zu tun pflegte, und dann schritten die Drei in das luxuriös ausgestattete Herrenzimmer hinüber.

Sie setzten sich.

Es lag etwas Schwüles in der Luft, trotz des verhältnismäßig kühlen Julitages.

„Theodor," begann der Bankier, „wir wollten Ihnen die Mitteilung machen, daß Ihr Onkel sich mit meiner Schwägerin verlobt hat."

Man konnte nicht sagen, daß Thiddi bei dieser Mitteilung besonders geistreich dreinschaute. Da eine kleine Pause entstand, die für Thiddi etwas sehr Peinliches hatte, so daß er glaubte, man erwarte von ihm eine Aeußerung, so machte er seinem Onkel eine etwas stupide Verbeugung.

„Ich gratuliere," stieß er wie aus aus der Pistole geschossen heraus.

„Danke, danke, mein Junge," sagte Theodor Lamprecht und reichte seinem Neffen die Hand, die kräftig und anhaltend schüttelnd.

Der Bankier schien auf eine längere Aussprache zwischen Onkel und Neffen gefaßt zu sein, er hatte sich seinem Schreibtische zugewandt, sich mit einigen Gegenständen befassend. Aber sei es nun, daß seine Gegenwart die beiden

genierte, sei es, daß sie sich nichts zu sagen hatten, sie schwiegen.

Und da sagte Herr Westerfeldt, sich wieder umwendend, etwas steif: „Sie erlauben, daß ich Sie, als ein künftiges Mitglied unserer Familie, du nenne. Und ich bitte Sie, in mir zu gleicher Zeit einen zweiten Onkel zu sehen."

Wären diese Worte von Herzen gekommen, hätten sie vielleicht den Weg zum Herzen gefunden, doch sie wurden kalt gesprochen, so, als handle es sich um einen rein geschäftlichen Hergang. Thiddis weiches Gemüt wurde geradezu abgestoßen von den Worten, die so gänzlich jeder Wärme entbehrten. Gerade bei diesem so tief in sein und seines Onkels Leben einschneidenden Ereignis wäre ein liebes Wort wohl am Platze gewesen.

Dem verhätschelten Liebling stieg es würgend in den Hals; er hatte das Gefühl, als müsse er sich trennend zwischen diesen gletscherhaft kalten Mann und seinen warmblütigen, geliebten Alten stellen und rufen: „Onkel, tu's nicht. Laß es sein, wie es vordem gewesen. Bleibe doch bei uns."

Ja, das hätte er wohl rufen mögen, doch kam kein Laut über seine trockenen Lippen.

Er hatte seinen Onkel verloren! Das umfaßte sein Verstand mit präziser Klarheit. Die große Erbschaft, die ihm verlustig ging, streiften seine Gedanken mit keinem Flügelschlag. Und doch war er in dem Glauben groß gezogen, dereinst der Erbe fast einer Million zu sein. Dieser Glaube hatte ja auch sein ganzes bisheriges Leben beeinflußt.

In seine große Depression hinein hörte er das schneidende Organ des gewichtigen Chefs von neuem tönen.

„Wir kommen nun auf einen besonderen Umstand, Theodor. Du bist ein völlig erwachsener Mensch, geistig und körperlich gesund. Wie hast du dir nun dein künftiges Leben gedacht? Nach allem, was ich im Büro erfahre,

haſt du keine große Sympathie für den Bürodienſt. Etwas muß der Menſch ja leiſten. Möchteſt du einer deiner Studien vollenden?“

„Nein,“ ſagte Thiddi ſchroff.

„In meinem Büro würdeſt du vorziehen, zu bleiben? Das heißt, als ein ernſter Arbeiter?“

„Nein,“ ſagte Thiddi abermals kurz.

„Was alſo dann?“

In Thiddi bäumte ſich ein Gefühl auf, wie er es bisher niemals empfunden. Das Gefühl einer tiefen Demütigung. So tief und nachhaltend war dieſes Gefühl, daß es ihn zu Ungerechtigkeiten fortriß, ja, daß es einen unbändigen Stolz in ihm auswechſelte. Stolz auf ſeine Jugend, auf ſeine Kraft.

„Bitte,“ lehnte er kühl ab, „macht euch meinetwegen keine Gedanken. Ich kann dieſen Augenblick natürlich über eine ſolche Lebensfrage mich nicht äußern, ich werde mir die Sache überlegen. Morgen werde ich Ihnen darüber Beſcheid ſagen, Herr Weſterfeldt.“

Er hätte um alles in der Welt den Mann dort mit den kalten Augen und dem ironiſchen Zug um den Mund nicht mit dem vertraulichen du anreden können.

Sympathiſch war Hans Weſterfeldt ihm niemals geweſen, in dieſem Augenblick aber haßte er ihn. Haßte ihn ſo tief und ſtark, daß es ihm eine große Ueberwindung koſtete, ruhig und höflich weitere Auseinanderſetzungen entgegenzunehmen.

„Ja, beſinne dich, mein lieber Junge,“ glaubte auch Theodor Lamprecht ſagen zu müſſen. „Es ſtehen dir immer einige Tauſende zur Verfügung. Du kannſt nur wählen.“

„Danke, Onkel.“ Thiddi erhob ſich. „Ich werde, wie geſagt, über den Fall nachdenken.“

„Dann auf Wiederſehen, morgen,“ ſagte der Bankier,

um dem jungen Manne zu zeigen, daß er ihn für den Abend entlassen, ihm Zeit gäbe, sich zu sammeln.

Der Sammlung bedurfte Thiddi auch in der Tat. Sein ganzes Innere war in einem Aufruhr, der vorerst einen klaren Gedanken ausschloß. Er mußte hinaus, ins Freie, irgendwohin, gleichviel wo. Nur nicht diesen kalten Mann mit dem von Hohn triefenden Munde sehen, nicht den schillernden Falter, der seinem guten, alten Onkel den Sinn verwirrt. Nein, er konnte sie nicht sehen, wollte nicht.

Er warf seinen Mantel über die Schulter, riß seinen Hut an sich und stürmte fort. Ihm war es gleichgültig, wohin.

Ein feiner Regen sprühte hernieder, der Wind kühlte ihm angenehm die erhitzte Stern. Den Hut in der Hand, raste er dahin, immer weiter.

Da befand er sich plötzlich dem Hauptbahnhof gegenüber. Er blieb stehen, sah Züge einlaufen, mit Pusten abfahren, Pfiffe ertönten.

Ach, da kam eine heiße Sehnsucht nach seinen Tanten daheim über ihn, daß ihm fast die Augen überliefen.

Ohne sich weiter zu besinnen, eilte er an den Schalter für Fernzüge nach dem Norden.

„Wann geht ein Zug nach Kiel?"

Es ging einer um neun Uhr. Jetzt war es längst acht vorüber.

Also gut.

Er löste sich eine Fahrkarte.

Er wollte zu seinen Tanten.

Allmählich löste sich in ihm, durch den Schmerz hindurch, ein Gefühl der Freiheit aus. Ja, und wenn er weiter nichts war, so war er frei. Losgelöst fühlte er sich von allem, was ihn bisher gehalten. Frei war er. Frei wollte er bleiben. Er lehnte jede Bevormundung von seiten dieser ihm völlig fremden Menschen ab. Er wollte sich

seinen Weg allein bahnen, brauchte nicht die Hilfe, die jener hochmütige Mensch ihm von dem Gelde seines Onkels angedeihen lassen wollte.

Onkel Theodor ahnte sicher nicht den Aufruhr seines Innern. Dessen Gedanken wurden nach anderer Richtung so angenehm beschäftigt, daß jedes Erinnern an Vergangenes eingelullt wurde. Aber er wollte den Onkel von seiner Reise zu den Tanten Kenntnis zukommen lassen, es sollte nicht wie Flucht aussehen. Noch hatte er Zeit. So setzte er sich telephonisch mit der Villa an der Alster in Verbindung.

„Hier Thiddi. Bist du da, Onkel?" — „Jawohl, mein Junge. Wo steckst du denn?" — „Ich rutsche mal eben zu den Tanten hinüber." — „Nach Kiel?" — „Ja, nach Kiel. Na, die werden Augen machen. Oder wissen Sie schon?" — „Nee, Thiddi. Ich wollte es ihnen persönlich mitteilen." — „Also noch nicht. Soll ich grüßen?" — „Ja, grüße sie herzlich. Und du, mein Junge, ich wollte, ich hätte dich hier." — „Ach, Onkelchen, mache dir doch keine Gedanken meinetwegen. Sei nur froh und vergnügt. Ich mache es dir hoffentlich auch mal nach." — „Ich hätte dich noch gern mal gesprochen." — „Was? Hättest mich gern noch gesprochen? Ich bin ja morgen wieder da, Onkel. Also auf Wiedersehen. Schluß."

Thiddi fuhr sich, nachdem er den Schalltrichter an seinen Platz gehängt, ganz heimlich und verstohlen mit der Rechten über die Augen. Es hatte sich da so ein verräterisches Naß gezeigt. Es wollte sich kaum zurückdrängen lassen.

Ach, Thiddi hatte seinen Onkel ja verloren, und er fühlte mit schmerzhaftem Bewußtsein, wie sehr er ihn geliebt hatte.

Aber er mußte einsteigen.

Unterwegs hatte er Zeit, seine Gedanken zu sammeln. Zur Ruhe würde er ja noch lange nicht kommen, aber der

Wunsch wurde in ihm rege, eine möglichst weite Strecke zwischen sich und alle die zu legen, die seinem Herzen so nahe gestanden. Er wollte auf eigenen Füßen stehen. Selbst über sich bestimmen; nicht das mitleidsvolle Gespräch der über jeden Fehler erhabenen Sippe der Westerfeldts sein. Sie sollten nicht wissen, was er treibe, nicht wissen, ob er litt oder froh war, sollten keinen Anteil an seinem künftigen Leben haben.

Sein Entschluß war gefaßt.

Ein harter, verkniffener Zug verscheuchte die weichen Linien um den Mund, der so herzlich zu lachen verstanden. Und eine tiefe Falte grub sich in die weiße Stirn, die blank und glatt gewesen.

* * *

Es läutete Sturm in der Lamprechtschen Wohnung, da die Haustür unten ja längst von dem Wirt geschlossen worden war.

„Guschi, hörst du?“ kam es verschlafen aus Tante Malves Bett heraus.

Ihre Zimmer lagen nebeneinander, nachts blieb die Zwischentür offen.

Auguste hatte einen festen, gesunden Schlaf, aber solch ein Radau, der kann selbst Tote aufwecken.

„Theodor ist da,“ rief Auguste und war mit einem Satze aus dem Bette. Sie meinte natürlich ihren Vetter.

Malve aber zeterte in heißer Angst: „O Gott, Guschi, am Ende ist etwas passiert? Was soll Theodor hier in der Nacht? Hätte ja bei Tage kommen können.“

Auguste versah sich nur mit den notdürftigsten Kleidungsstücken. Da schlurfte es aus der Mädchenkammer heran. „Fräulein, es hat ja geklingelt.“

Auguste war schon im Wohnzimmer, öffnete das Fenster und schaute vorsichtshalber erst mal hinunter.

Dem Hause gerade gegenüber befand sich eine Laterne, die ihren hellen Schein herüber warf.

Himmel, kriegte Guste einen Schreck! Da stand ja Thiddi.

„Thiddi," rief sie hinunter, „ist Onkel was passiert?"

„Wie man's nimmt," lautete die orakelhafte Antwort. „Gesund und munter ist er ja und läßt vielmals grüßen."

„Ich werfe den Hausschlüssel hinunter, Thiddi."

Auguste eilte auf den Korridor zurück.

„Guschi," klagte Malve zitternd vor Angst, „was ist denn da? Ein Telegramm?"

„Nein, nein, beruhige dich nur, alles ist wohl. Thiddi hat sich bloß den Spaß gemacht, uns zu erschrecken."

Damit verschwand sie auch schon in dem Zimmer.

Also Thiddi war da! Passiert war da was, das war so sicher, als zwei mal zwei vier ist.

Malve sprang aus dem Bett heraus, schlüpfte schnell in den weiten Morgenrock und zog die weichen Pantoffel über die Füße. So, sie war fertig.

Sie kam gerade zurecht, als Thiddi die Treppe hinauf stürzte und von Auguste an der Korridortür empfangen wurde.

„Tag, Tante Guschi."

Er war so froh bewegt, als er in der Beleuchtung des elektrischen Lichtes in das energische Gesicht seiner Tante blickte.

Malve sagte mit zitternder Stimme: „Mein alter Junge, sag' es nur gleich. Es ist mit Onkel was passiert?"

„Ja," sagte Thiddi, nachdem er auch die zweite Tante umarmt und geküßt hatte, „passiert ist schon was. Aber es ist etwas Freudiges, ein sehr freudiges Ereignis."

Wie hart die Stimme klang, so ohne jegliches Mitgefühl. Beide Tanten merkten sehr wohl, es war etwas da, das einer genauen Aussprache bedurfte. Aber beide kamen dem wahren Tatbestand nicht auf die Spur.

„Ach, wie bin ich froh, bei euch zu sein. Ich hätt' es keine Nacht in Hamburg mehr ausgehalten. Und damit ihr sofort unterrichtet seid: Onkel Theodor hat sich verlobt."

„Wer — was, Thiddi?"

„Verlobt," sagte der Neffe noch einmal.

„Kind, du redest irre," klagte Malve. „Mit wem denn?"

„Mit der reizenden Frau Mercedes Westerfeldt."

So, jetzt war es heraus. Es warf die beiden Frauen schier darnieder. Abtrünnig war er geworden. Der Eindruck, den diese Nachricht hervorrief, war so nachhaltig, daß sie ganz vergaßen, ihrem Liebling, der von dieser Begebenheit am meisten betroffen wurde, eine Erfrischung anzubieten.

„Habt ihr nicht etwas Trinkbares?" fragte Thiddi. „Mir klebt die Zunge am Gaumen."

Auguste wollte noch ein Abendbrot machen, doch Thiddi lehnte ab.

Trinken, trinken wollte er. Bier war da. Und er trank so hastig, als gelte es, jede Erinnerung der letzten Stunden hinabzuspülen. — —

Der Himmel rötete sich schon im Osten, als Auguste in die Küche wankte, um für eine Tasse Kaffee zu sorgen. Malve zerfloß in Tränen. An Schlaf dachten die beiden Frauen nicht. Thiddi hatte sich soeben in sein Zimmer zurückgezogen. Allein, wie konnten sie schlafen! Nicht nur, daß der Bruder und Vetter auf seine alten Tage einen so dummen Streich machte — ach, nicht das allein quälte sie — ihr Herzblatt, ihre Wonne wollte nach Amerika!

Allein wollte er dahin. Was wollte er da?

Thiddi wußte es vorläufig selber nicht. Nur fort wollte er, so bald wie möglich.

Nach ein paar Stunden erquickenden Schlafes erwachte er.

„Wann geht ein Zug?“ fragte er beim Morgenkaffee.

„Du willst schon wieder fort?“ riefen beide Damen wie aus einem Munde.

„Aber sicher, Tante. Muß den Kram in Hamburg ja noch feststellen. Onkel wird denn auch wohl wieder einrücken bis zu seiner Hochzeit. Die wird nicht lange auf sich warten lassen. Ich will sie nicht mehr erleben.“

„Aber bester Junge, das geht ja alles viel zu überstürzt,“ wandte Auguste ein. „Du kannst doch nicht so einfach ohne jede Vorbereitung ein solches Unternehmen vollführen. Du rennst in dein Verderben.“

„Mag's drum sein, Tantchen. Ich ziehe ja niemanden in mein Verderben mit hinein.“

Was war nur in den Jungen gefahren? Malve war haltlos wie schwankes Rohr. Sie hatte gerade eine Summe von fünftausend Mark bei sich lagern, die von einer gekündigten Hypothek stammten. Diese fünf Scheine steckte sie ihrem Jungen zu. „Ein Notgroschen, Thiddi. Du kannst doch nicht als Bettelmann reisen. Und wenn du etwas brauchst, das sage ich dir, du hungerst nicht.“

Thiddi steckte gerührt die Scheine ein. Aber die praktische Auguste protestierte.

„Nee, Jungchen, so geht das nicht. Wir wollen das Geld einnähen.“

Thiddi lachte sein altes, sorgloses Lachen.

„Na, näh' nur.“

Das wurde alles auf das Sorgfältigste hergestellt. Jeder Schein für sich.

„Siehst du, Thiddi, du brauchst nur immer einen herauszuholen. Und das Beutelchen trägst du Tag und Nacht um den Hals.“

Thiddi versprach alles.

Diesesmal begleitete Auguste den Jungen allein auf den Bahnhof. Malve lag ganz zerknirscht und zermürbt auf dem Sofa und weinte, als könne sie mit dem Strome

ihrer Tränen all das schwere Leid wegwaschen, das ein alter, verliebter Narr, wie sie sich ausdrückte, über sie alle gebracht.

„Hatte ich nicht recht mit meinen Ahnungen?“ jammerte sie, die Hände ringend. „Sah ich doch die schwarzen Wolken unseren Thiddi begleiten, als er so lebensfroh von uns fortfuhr. Ich sah sie, Guschi. Und ich sehe sie noch. Sie weichen nicht. Was soll aus uns allen werden?“

„Unsinn,“ schalt Auguste. „Deine Nerven sind überreizt.“

Dabei fand aber auch ihr Taschentuch unablässig den Weg nach den Augen.

Ja, bitter war das. Bitter. Da ging er dahin in kindischem Trotz und Eigensinn. Hinaus in eine liebeleere Ferne. Und sie konnten ihn nicht halten.

* * *

Die Tischzeit um sechs Uhr versammelte die Familie Westerfeldt wieder vollständig; auch Thiddi fehlte nicht.

Es ging heute nicht so steif bei Tische her, wie das sonst der Fall gewesen. Es schien Thiddi, als suche man absichtlich einen anregenden Ton festzuhalten, um den Schein eines glücklichen Beisammenseins zu markieren.

Nach Tisch erfuhr er, daß sein Onkel als stiller Teilhaber in die Firma Gebrüder Westerfeldt aufgenommen worden, und sein Geld, selbstredend zu seinem Vorteil, unter der kundigen Leitung des bisherigen Chefs arbeiten lassen sollte.

Da Theodor Lamprecht ein starkes Vertrauen zu dem kaufmännischen Genie Hans Westerfeldts hatte, so legte er die ganzen Geldangelegenheiten anstandslos in dessen Hände und sah mit verliebten Regungen der baldigen Verbindung mit der von Lebenslust prickelnden Frau entgegen.

Ohne große Förmlichkeit brachte Thiddi seinen Ent-

schluß, ins Ausland zu gehen, vor. Onkel Theodor protestierte heftig.

„Was willst du da?“

„Onkel, das muß meine Sache bleiben,“ lehnte Thiddi jede Bevormundung ab. „Von den Tanten habe ich bereits Abschied genommen. Herr Westerfeldt wird vielleicht so liebenswürdig sein, durch einen Angestellten seines Büros alles Erforderliche einzuleiten.“

„Gewiß,“ sagte der Bankier. „Dem stünde nichts im Wege. Nur möchte ich fragen, wie du dir die Sache denkst: ich gehe nach Amerika?“

„Ein Verwandter von uns hat dort seinen Weg gemacht,“ gab Thiddi zu bedenken.

„Das waren andere Zeiten, mein Lieber.“

„Jeder will doch mal seine Erfahrungen machen,“ beharrte Thiddi eigensinnig auf seinem Stück.

„Na ja, und der Rückweg ist dir ja nicht abgeschnitten,“ fiel Theodor Lamprecht ein.

„Pardon, Theodor, wenn ich da widerspreche.“ Hans Westerfeldt stäubte mit dem kleinen Finger seiner rechten Hand langsam und bedächtig die Asche von seiner Zigarre. Er sah so ruhig, so vornehm, so erhaben über menschliche Schwächen aus. „Ich bin absolut nicht für irgendwelchen unbedachten Schritt, aber wenn ein Mensch einen Schritt getan, muß er auch für die Konsequenzen einstehen. Mit Weichlichkeit werden keine Erfolge in der Erziehung erzielt. Das ist Weiberregiment. Hier spricht der Mann zum Mann. Man soll es einem Menschen, dem nach den bisherigen Erfahrungen jeder Trieb zum Vorwärtsstreben fehlt, der im Grunde wenig Energie besitzt, nicht allzu leicht machen. Der Mensch muß wollen. Ein starker Wille ist wie eine feste Burg. Gleich die Flinte ins Korn werfen, nein, Theodor, das geht nicht. Leben heißt kämpfen. An Wiederkommen kann er nicht denken, wenn er mit eigenem

Willen in den Kampf des Lebens zieht. Da heißt's, Zähne zusammenbeißen und ausharren."

Diese Worte waren nur zu wohl geeignet, den Ehrgeiz des jungen Mannes aufzustacheln, zu zeigen, daß er konnte, wenn er wollte.

In ihm erwachte ein großer Tatendrang, ja, er fühlte eine fast übermenschliche Kraft in sich, jedes Hindernis zu nehmen. Und mit diesem Gefühle wuchs der Haß gegen den Mann, der durch seine überhebenden Worte dieses Gefühl in ihm erzeugt hatte.

Fort, daß er dieses von satter Befriedigung über die eigene Wichtigkeit triefende Gesicht nicht mehr sähe. Lieber elend untergehen, als von Hans Westerfeldts Gnade leben.

6. Kapitel.

Auch dem Bankier lag viel daran, diesen Menschen, um den sich bisher das ganze Leben des alten Herrn gedreht, so schnell wie möglich aus dem Wege zu haben. Er merkte wohl, daß sich eine gewisse Unruhe seines Freundes bemächtigt hatte, seitdem ihm dieser Liebling, dieser verhätschelte Tagedieb, wie er sich ausdrückte, wieder vor die Augen gekommen.

Noch hing alles zu sehr an einem Faden. Was geschah, wenn er erst im Besitze des Vermögens war, war Hans Westerfeldt gleichgültig. Mochte aus dem jungen Menschen werden, was da wollte, er würde später schon die Hand fest auf den Geldsack halten. Hatte auch momentan genug für sich und seine Familie zu tun, als sich noch um fremder Leute Ergehen zu kümmern.

So wurde alles mit größtmöglichster Eile betrieben; es war eigentlich wie eine Vergewaltigung, aber Thiddi wollte es ja so haben.

An der Garderobe, die von den Tanten vor kurzem auf

das sorgfältigste hergestellt worden war, gab es wenig zu bessern; so nahm einige Tage später der Expreßzug der Hamburg-Amerika-Linie den Auswanderer auf.

Onkel Theodor und Benno Westerfeldt gaben ihm bis Cuxhaven das Geleit.

„Ich wollte, ich könnte mit dir," bemerkte Benno mit Enthusiasmus.

„Und ich nähme dich gern mit, Benno," versicherte Thiddi.

Ihm ward das Herz doch schwer, als er die weite Wasserfläche vor sich liegen sah, die sich hinfort trennend zwischen ihm und die Seinen legen würde.

Als der Expreßzug in die Halle einlief, lag die „Deutschland" bereits, der Ankömmlinge harrend, am Bollwerk. Die Zwischendeck-Passagiere, die in Brunshausen bereits an Bord genommen waren, boten in der Verschiedenheit ihrer Trachten und ihres Aussehens ein interessantes, wenn auch trostloses Bild. Indes der Strom der eleganten Passagiere, die sich jetzt auf das Schiff zu bewegten, achteten der Masse nicht, die neugierig ausspähend auf dem Deck des gewaltigen Dampfers versammelt waren.

Thiddi ging zwischen seinem Onkel und Benno. Seine Augen glitten mit hohem Interesse über das belebte Bild — da eilte ihnen eine Dame mit weit offenen Armen entgegen.

„Tante Guschi," entfuhr es Thiddis Lippen.

Er konnte nicht sagen, ob es Freude oder Schmerz war, was ihn beim Anblick der geliebten Tante überkam. Er drückte sie stürmisch in seine Arme.

„Tante Malve läßt grüßen, Thiddi," kam es zitternd von Augustes Lippen. „Sie kann nicht kommen, sie würde vergehen vor Leid. Aber ich wollte dich noch einmal sehen, bevor du gehst, und dir ein herzliches „Auf Wiedersehen!" nachrufen. Und sieh, Thiddi, ich bin ja nur ein armes

Luderchen, aber wenn du mal ein paar Arme brauchst, die dir helfen können — verfüge über die meinen."

„Danke, Tante," sagte Thiddi, und er mußte lachen. Er würde doch niemals Gelegenheit haben, sich dieser Arme zu bedienen. Wenn er die seinen nur rühren konnte.

Seine Begleiter gingen mit an Bord, halfen ihm, sich in seiner Kabine einrichten — dann ein letztes Lebewohl.

Langsam setzte sich der Koloß in Bewegung, stolz zog er unter den Klängen der Bordkapelle dahin.

„Muß i denn, muß i denn zum Städle hinaus . . ."

Tücherschwenken hier und dort; leuchtende Augen; Augen, die von Tränen verdunkelt waren — weiter, immer weiter. —

Thiddi orientierte sich schnell unter den Mitreisenden. Er fuhr zweiter Kajüte.

Gewichtige Geschäftsleute waren darunter, die kein Interesse an dem jungen Menschen hatten. Sie besprachen ihre Angelegenheiten, von denen Thiddi nichts verstand.

Eine Familie Norden fesselte seine Aufmerksamkeit. Sie bestand aus vier Köpfen: Vater, Mutter, ein erwachsener Sohn und eine Tochter von ungefähr zwölf Jahren. Sie waren auf der Rückfahrt von einer Vergnügungsreise nach Deutschland, wo sie Angehörige besucht hatten. Jetzt wollten sie noch einige Tage in Newyork bei einer verheirateten Tochter sich aufhalten, um sodann nach Argentinien zurückzukehren, woselbst sie eine ausgedehnte Schafzüchterei besaßen.

Durch Herrn Nordens Erzählungen gingen dem jungen Manne die Augen für eine Industrie auf, von der er niemals eine Ahnung gehabt. Er lauschte mit ungeteiltem Interesse diesen Berichten.

Ueber seine eigenen Angelegenheiten sprach er nicht. Und man war taktvoll genug, ihn nicht danach zu fragen. Ueberdem währte die Reise ja auch nur sieben Tage. Es lassen sich in der kurzen Zeit keine Freundschaften knüpfen,

zumal gerade auf der Reise in den besseren Kreisen eine gewisse Zurückhaltung beobachtet zu werden pflegt.

Dann war ferner noch ein Mr. Calker da, dem sich Thiddi anschloß. Der Herr war Amerikaner von Geburt, hatte ein Kommissionsgeschäft und war Geschäfte halber in Europa gewesen.

Für diesen war eine derartige Reise nichts neues. Er hatte die Tour ungezählte Male zurückgelegt, führte wenig Gepäck mit sich, war praktisch und zugleich ein interessanter Gesellschafter. Er fand an dem jungen Deutschen Gefallen, war selber nur einige Jahre älter als Thiddi, und sie unterhielten sich vortrefflich.

Diesem Manne gegenüber gab Thiddi sich im Laufe des Beisammenseins freier. Er erzählte von seiner gänzlichen Unkenntnis des Landes, von seinen Wünschen und Hoffnungen.

Hatte er gedacht, aus der Bekanntschaft mit diesem selbstsicheren Amerikaner Vorteil zu ziehen, so hatte er sich getäuscht.

Als Mr. Calker hörte, was die Glocke geschlagen, wurde er in seinem Benehmen merklich zurückhaltender. Er hatte keineswegs die Absicht, einen ihm gänzlich Fremden zu protegieren; zumal dieser, wie sich herausstellte, absolut nichts verstand, als anregend zu plaudern.

„Wenn Sie Geld genug haben," sagte er kühl, „eine Weile so zu leben, um die Landesverhältnisse zu studieren, wird sich ja wohl eine Gelegenheit zu einer passenden Beschäftigung mit der Zeit finden. Sonst, Mr. Liebeknecht, ist die Sache oberfaul. Und ich kann Ihnen nur raten, mit dem nächsten Dampfer zurückzukehren."

Dar war wenig tröstlich. Immerhin verfügte Thiddi über einige Mittel, da auch Onkel Theodor ihn mit einem Tausendmarkschein versehen hatte, und so beschloß er, wenigstens den ersten Rat des kundigen Mr. Calker zu befolgen, und zuvor einige Landeskenntnis zu sammeln.

Von der Empfehlung des Herrn Westerfeldt an ein ihm geschäftlich befreundetes Bankhaus, hatte er beschlossen, keinen Gebrauch zu machen.

Von einer direkten Empfehlung konnte in dem geschlossenen Schreiben auch wohl kaum die Rede sein, vielmehr nur die Bitte, sich eines Menschen anzunehmen, der nirgends recht zu gebrauchen war.

Thiddi fürchtete vielleicht mit Recht, dort abschlägig beschieden zu werden, was unfehlbar zu Hans Westerfeldts Kenntnis gelangen würde.

Den Triumph wollte er ihm nicht gönnen und sich nicht die Niederlage. Der Mann, der jene erhabenen Worte gesprochen, sollte nicht mitleidig über den verlorenen Sohn die Achseln zucken.

Das alles war schon in Hamburg von Thiddi eine beschlossene Sache gewesen; während der Fahrt, die ihm froh und angenehm verfloß, trat jene Sorge bei ihm in den Hintergrund. Seine Reisegesellschaft bot so vielen Stoff zu Anregungen, daß sein fröhliches Temperament ihn fortriß, alle dunklen Gedanken zu bannen.

In ganz besonderem Maße fesselte ihn ein junges Mädchen. Dieses war klein und zierlich, besaß sprechende blaue Augen, und einen Mund, der unbeschreiblich lieblich zu lächeln verstand.

Sie war keine Schönheit, weniger als das. Es lag viel Abgeschlossenes in ihrem Wesen, etwas Reifes, das bei ihrer scheinbaren Jugend auf eine Vergangenheit schließen ließ, die ihre Spuren hinterläßt.

Da auch sie sich allein, ohne Anhang, befand, kamen sich die beiden näher. Sie erzählte Thiddi, sie ginge in Stellung als deutsche Erzieherin zu einer englischen Familie in der Nähe von Newyork. Auch Thiddi ging aus sich heraus.

Als er ihr von seiner gänzlichen Unkenntnis des frem-

den Landes sprach, zog der tiefe Schatten eines großen Bedauerns über ihr ernstes Gesicht.

„Möchten Sie nicht allzusehr enttäuscht werden, Herr Liebeknecht."

O, er hatte Mut; er versuchte sich der jungen Dame gegenüber in ein beachtenswertes Licht zu setzen. So 'n Kerl wie er.

Es gelang ihm nicht. Alida von Röst hörte ihm zwar teilnahmsvoll zu, in ihren Augen jedoch stand deutlich ein großes, allerbarmendes Mitleid geschrieben. —

Die Fahrt hatte nur zu schnell ihr Ende erreicht.

Sie trennten sich.

Er bat um ihre Adresse, die sie ihm ohne Ziererei gab.

„Darf ich einmal schreiben, Fräulein von Röst?" bat Thiddi.

„Es würde mich sehr interessieren," lautete die Antwort.

Sie reichten sich noch einmal die Hände und gingen auseinander. Eine kurze Bekanntschaft nur. In Thiddi aber bebte noch lange der Abschied von dem Fräulein nach.

Da stand er nun in der Riesenstadt mit ihren vier Millionen Einwohnern, mit ihren Prachtbauten, mit ihrem Hasten und Jagen nach dem Dollar.

Ja, da stand er, wenn auch nicht mit ganz leeren Händen, doch verlassen und allein in jenem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, der unbegrenzten Zahlen.

Er begab sich vorerst in ein Hotel. In das erste beste; es erschien ihm anständig und seinen Wünschen entsprechend.

Nur nicht in die Tiefe hinuntersteigen. Auf der Oberfläche bleiben.

Hans Westerfeldt hatte ihm ja viele gute Ratschläge gegeben. Nicht gerade aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrungen, denn er kannte Newyork nur vom Hörensagen. In jenem Briefe, den Thiddi sicher ganz zu unterst in seinem Koffer verwahrt hatte, stand alles drin, was Herr

Westerfeldt als zu seiner Pflicht gehörig getan hatte. Er hatte den ihm selbst fast fremden jungen Menschen dem Geschäftsfreunde aufhalsen wollen, hatte ihn gebeten, dem Landesunkundigen mit gutem Rat zur Seite zu stehen. Aber Thiddi verschmähte, von der Almosenspende Gebrauch zu machen.

Er hatte ein nettes Zimmer, und nachdem er sich von der Reise einigermaßen aufgefrischt, trat er seine Wanderung durch die Stadt an. Er kaufte sich ein Verkehrsbuch mit Karte, um sich besser orientieren zu können.

Diese Wanderungen hatten einen eigenen Reiz für ihn. Niegesehenes trat vor ihn hin, seine Bewunderung erregend.

In guten Restaurants nahm er seine Mahlzeiten ein. Nebenbei studierte er die Zeitungen, nach Beschäftigung ausspähend. Daß er wenig Englisch konnte, war ihm überall hinderlich auf der Verkehrsstraße. Er mußte mehr Geselligkeit aufsuchen.

Bald hatte er auch einen jungen Mann gefunden, der auf ihn einen sympathischen Eindruck machte. Dieser zeichnete sich zwar nicht durch ein besonders bescheidenes Wesen aus, im Gegenteil, er spielte sich gewaltig dem Fremdling gegenüber auf. Er war ein Ire von Geburt, aber schon lange in Amerika tätig. Augenblicklich war er Stadtreisender eines Schreibmaschinengeschäftes, das ihm nur ein geringes, festes Gehalt sicherte, so daß er größtenteils auf Prozente angewiesen war, die der Verkauf der Maschinen für ihn abwarf. Seine Kenntnisse in der deutschen Sprache waren nur gering, so daß Thiddi von dem Umgange mit dem jungen Manne in der englischen Sprache profitierte. Auch gab er sich mit großem Eifer dem Studium dieser Sprache hin. Wenn sein Freund, Mr. Brad, sich auf Geschäftsreisen befand, war Thiddi unterwegs, nach einer Stellung Ausschau zu halten.

Es war leider stets vergebens. Entweder war der

Platz schon besetzt und er wurde kurz abgewiesen, oder er hatte ein wahres Kreuzverhör über seine Leistungen zu bestehen, so daß ihm bereits recht mißmutig zu Sinn wurde. Auch schmolz der Schein, den ihm Onkel Theodor gegeben, zusehends dahin, ja, nach vier Wochen hatte er schon sein geheimes Vermögensversteck angreifen müssen.

Das Geld hatte Thiddi bisher nicht viel Sorgen gemacht. Jetzt dämmerte ihm zum ersten Male der Gedanke auf, sein Kapital könne eines Tages alle sein, noch bevor er irgendwelche Stellung gefunden.

Schon waren sechs Wochen vergangen. Thiddi beherrschte jetzt ziemlich fließend die einfache Umgangssprache, was von ihm sehr angenehm empfunden wurde, jedoch leider zur Erlangung einer seiner Kenntnisse und seinem Stande angemessenen Stellung nicht beitrug.

Diese traurige Erfahrung mußte selbst einer so indolenten Natur wie die Thiddis ein wenig Furcht machen, zumal er sah, wie rapide sein Vermögen zusammenschmolz. Und dabei war er doch durchaus nicht verschwenderisch gewesen. Sein Lebensunterhalt allein schon verschlang Unsummen, auch hatte er es sich nicht versagt, eine gründliche Umschau in der ihm gänzlich neuen Welt zu halten.

Er fand endlich den Mut, seinem Freunde von den Kalamitäten zu sprechen.

Der wußte guten Rat.

„Gründen Sie doch ein Schreibmaschinen-Atelier," riet er.

„Wieso?" fragte Thiddi gespannt.

„Nichts einfacher als das. Wir mieten ein passendes Lokal, stellen einige Tische und Stühle hinein, einen Schrank und mehrere Maschinen. Schreibmaschinenpersonal findet sich in Masse. Wir engagieren vier Tippfräulein oder Herren für billiges Geld, und die Eröffnung unseres Unternehmens kann losgehen."

Thiddi imponierte offenbar dieser Vorschlag, dennoch fragte er vorsichtig:

„Und die Bestellungen. Mr. Brad, woher nehme ich die?“

„Reklame, mein Lieber. Wir müssen Reklame machen. Auf Reklame läuft hierzulande alles hinaus. Kostet ein bißchen, ja. Doch ohne Reklame geht's nicht. Ich werde das alles schon in die richtigen Wege leiten.“

Thiddi war damit einverstanden. Ein Anfang zu einem Verdienst mußte gemacht werden, das war klar. Sonst liefen ihm auch die letzten Scheine schnell und sicher aus dem Beutel heraus. Hier bot sich wenigstens eine Chance, und wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Unter der Führung eines gerade in dieser Branche kundigen Mannes konnte das Unternehmen zum Glücke ausschlagen. Ja, im Grunde war ihm der Gedanke ganz angenehm, anstatt selber von Tür zu Tür nach einer Beschäftigung zu laufen, sich ein eigenes Personal anstellen zu können.

Nun hatten seine Gedanken wenigstens einen festen Punkt, auf dem sie ruhen konnten. Das Unstete, Ungewisse hörte auf.

Und da erwachte in ihm die Sehnsucht nach seiner kleinen Freundin von der „Deutschland“ so mächtig, daß er den Wunsch hatte, sich ihr mitzuteilen.

Nun hatte sein Leben doch nicht mehr so den absoluten trostlosen Anstrich, nun konnte er ihr mit etwas Gewissem kommen. Er fühlte sich nicht mehr so heimatlos, so auf die Straße angewiesen. Er würde ein eigenes Heim haben, ein eigenes Geschäft.

Ja, er wollte sie wiedersehen.

Sie sollte teil haben an seiner Freude. Auch interessierte es ihn, zu erfahren, wie es ihr auf dem fremden Boden erging.

So schrieb er ihr und bat sie um eine Zusammenkunft.

Wenn es ihr möglich war, sollte sie auf einen ganzen Tag kommen. Sie sollte Newyork mal gründlich kennen lernen.

Als der Brief fort war, kam eine unbändige Freude über Thiddi. Eine große Zärtlichkeit gegen die kleine Erzieherin, die so ruhig und unbeirrt ihren Weg ging, packte ihn. Er sollte sie wiedersehen, vorausgesetzt, daß sie ihm seine Bitte um ein Stelldichein bewilligte.

Mit innerer Glückseligkeit, der doch ein wenig Bangen beigemischt war, sah er einer Antwort entgegen. Als er das so heiß ersehnte Schreiben in Händen hielt, fühlte er sein Herz ungestüm schlagen.

Wenn sie nein sagte, so war ein schöner Traum, noch kaum begonnen, bereits im Entstehen ausgeträumt.

Er öffnete das Schreiben.

So wie sie war, einfach und herzlich, keine Ziererei kennend, stand da in zierlicher, aber fester Hand: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Einladung und leiste derselben gern Folge. Zwar nicht auf einen ganzen Tag, wie Sie es wünschen, nur ein paar Stunden wollen wir zusammen sein. Sie genügen, uns unsere bisherigen Erlebnisse mitzuteilen. Auf Wiedersehen. Alida von Röst."

Ein paar Stunden! Es wollte ihn wie ein leises Bedauern beschleichen. Doch er wollte sich bescheiden. Diesen Stunden konnten später weitere folgen.

„Kleine Alida," murmelte er glücklich, „wenn du wüßtest, wie ich mich freue."

7. Kapitel.

Zwei Tage später sahen sie sich.

Fast hätte Thiddi sich vergessen und seine kleine Freundin und Landsmännin warm in seine Arme geschlossen. Sie erweckte ein so sonniges Heimatsgefühl in seinem Herzen.

Ja, seine Heimat. Vergessen hatte er sie nicht. Nicht die Heimat und nicht seine Lieben. Dennoch hatte er niemals ein Lebenszeichen zu ihnen hinübergesandt.

Was sollte er ihnen schreiben? Schrieb er die Wahrheit, so würden sie sich in Sorgen um ihn verzehren, und irgendwelche Erfolge hatte er noch nicht zu verzeichnen. So lange mußten sie sich gedulden.

Nun aber war mit einem Male ein Stückchen Heimat da.

„Fräulein von Röst, nein, wie ich mich freue!"

„Ich auch, Herr Liebeknecht," sagte das junge Mädchen mit wohltuender Offenheit.

Sie fuhren hinaus in den Zentral-Park.

„Wie geht es Ihnen, Fräulein von Röst?"

„Ich bin zufrieden," entgegnete Alida. „Meine Kleinen sind zwar ein bißchen verwöhnt, aber die machen mir keine große Sorge. Der Stein, den ich auf meinem Wege finde, besteht in dem alten Kinderfräulein der Kleinen. Sie liebt ihre Pflegebefohlenen mit einer fast an Anbetung grenzenden Liebe und schielt in großer Eifersucht zu mir hin. Sie gönnt mir nicht den kleinsten Beweis einer Liebesbezeugung von seiten meiner Schüler, und da muß ich schon allerlei aufbieten, mir ein ganz klein wenig ihre Gunst zuzuziehen. Das ist nicht leicht," lachte Alida. „Aber ich hoffe, auch dieses Hindernis zu nehmen. Nun und Sie, Herr Liebeknecht? Wissen Sie, daß ich eigentlich recht besorgt Ihretwegen war? Allein, Sie sehen so gut aus, daß ich wohl annehmen darf, meine Besorgnisse seien unbegründet gewesen."

„Mein vergnügtes Aussehen kommt von Ihrer Gegenwart," scherzte Thiddi. „Könnten Sie in mein Inneres sehen, wie's da drinnen lacht, Sie würden mitlachen."

Alida lachte bereits.

„Sie sind ein Schmeichler. Nun erzählen Sie. Was treiben Sie? Haben Sie eine Anstellung gefunden?"

„Nein, Fräulein Alida. Wie sollte ich wohl. Gerannt bin ich von Herodes bis Pilatus. Man hat nicht mit meinem Kommen gerechnet."

„Und jetzt?"

„Jetzt will ich mich selbständig machen," erklärte Thiddi, nicht ohne einen gewissen Stolz.

Er erzählte alles. Von seinem Freund Brad sprach er und von den Maschinen und seinem Geschäftslokal, das noch nicht gemietet war. Morgen solle das ganze Unternehmen ins Werk gesetzt werden.

Alida hörte stumm zu. Ein tiefer Ernst lagerte auf den kindlichen Zügen. Allein, sie sagte nichts.

Was hätte sie auch sagen sollen? Selber noch unbekannt mit den hiesigen Verhältnissen, hätte sie nicht raten können. Und dem vertrauenden großen Kinde die Illusionen rauben, dazu hatte sie kein Recht und auch nicht den Mut. Das würde das Leben besorgen. Das grausame, kalte Schicksal.

Das Unternehmen konnte ja auch glücken, wenn dieser Mr. Brad ein aufrichtiger Mensch war. Wenn nicht? Sie seufzte.

Thiddi legte seine große, noch immer sehr gepflegte Hand auf die kleine, zarte des jungen Mädchens.

„Sie seufzen, Alida?"

„Ach, Herr Liebeknecht, das Leben ist so schwer. Und man muß ja doch hindurch."

Sie erhob sich. Nur sich durch sentimentale Anwandlungen nicht die paar Stunden trüben, auf die sie beide sich ja so sehr gefreut hatten.

Sie wanderten umher. Dann fuhren sie zurück, nahmen in einem Restaurant ein Abendessen ein, und Thiddi brachte seine kleine Freundin zur Bahn.

„Wann sehen wir uns wieder, Alida?"

„Wann Sie wollen, Herr Liebeknecht. Schreiben Sie

nur. Einmal in der Woche kann ich es möglich machen, abzukommen."

„Also dann jede Woche. Sie bringen Sonnenschein, Alida, aber Sie nehmen ihn auch wieder mit fort," sagte Thiddi.

Und doppelt empfand er die Leere, die in ihm zurückblieb, nachdem sie ihn verlassen. Doppelt so tief als damals, als sie sich bei ihrer Ankunft in dem „gelobten Lande" getrennt.

So war es ihm eine angenehme Zerstreuung, sich mit Eifer in die Vorbereitungen zu stürzen, die zu seiner Etablierung notwendig waren. Der größte Teil der Last lag offenbar auf Brads Schultern, der es sich sehr angelegen sein ließ, alles in das richtige Fahrwasser zu leiten.

Die Kosten trug Thiddi.

Einen Schein nach dem anderen holte er aus seinem Versteck hervor. Was war ein Tausendmarkschein in diesem Lande? Kaum zweihundertfünfzig Dollar. Und es war so vieles zu beschaffen.

Als er den letzten Schein herausholte, sagte er resigniert: „Mr. Brad, nun habe ich nichts mehr."

Alles war fertig. Thiddi siedelte in sein neues Geschäftslokal über. Es bestand aus einem größeren Arbeitsraum, einem kleinen, winzigen Kontor und einem völlig dunklen Schlafzimmer.

Mr. Brad war unendlich tätig für das Unternehmen. Was in seinen Kräften stand, tat er, um Arbeit für die drei Tippfräulein herbeizuschaffen. Die Reklame verschluckte ein Heidengeld.

* * *

Eines Tages stand Thiddi in seinem Zimmer mit völlig leeren Taschen. Und die Maschinen klapperten nicht mehr, denn es war keine Nahrung für sie da, und auch ihn hungerte. Die Tippfräulein waren eine nach der anderen

gegangen. Brad ließ sich seit ein paar Tagen nicht mehr sehen.

Was nun?

Der Hauswirt nahm die sehr primitive Einrichtung und die Maschinen in Beschlag, und Thiddi ging hinaus, arm und bloß und verlassener denn je.

Da ging ein Grausen über ihn hin. Und seine Gedanken flatterten gleich einem aufgescheuchten Hühnervolk in seinem Kopfe herum. Wirr und ungeregelt.

Einem Dasein ein Ende machen, das nur noch Enttäuschungen für ihn hatte?

Heimkehren?

Nein.

Er hatte noch einen kostbaren Ring. Den mußte er versetzen, verkaufen.

Und dann hinunter in die Tiefe, vor der ihm so gegraut.

Dort in seinem Koffer lag ein kleiner, zierlicher Revolver, den er sich in Hamburg noch gekauft. Das war sein letzter und einziger Freund.

Aber in seinem Koffer lag ja auch der Brief Hans Westerfeldts an das hiesige Bankhaus.

An den Revolver dachte er mit einiger Genugtuung, an den Brief nur leichthin, wie an etwas, das sich nicht der Mühe verlohnte, sich damit zu befassen.

Was konnte ihm denn der Brief bringen? Höchstens würde er ihm einen Hausknechtsposten eintragen. Und wenn er, der frühere Millionenerbe, denn auch einen Hausknechtsposten annahm, so wollte er ihn doch nicht durch Hans Westerfeldt erhalten. Daß der mit dem satten Hohn auf den schmalen Lippen, wegwerfend sagen konnte: „Das war vorauszusehen."

Nein.

Aber etwas mußte geschehen. Der Magen knurrte. Und die Jagd nach dem Dollar begann.

Das war eine Hetze. Das Leben nahm ihn in die Schule.

Vorerst lernte er sparen. Und den Wert des Geldes lernte er kennen. Wie leicht war solches ausgegeben, und wie schwer, ach, wie schwer war es verdient.

Der Ertrag des Ringes hielt ihn einige Zeit über Wasser. Er hatte eine kräftige, kernige Natur. Er erhielt Arbeit hier und da. Allein, er war an eine solche Arbeit nicht gewöhnt, seine Kräfte erlahmten viel zu schnell. Und dann die Gesellschaft um ihn herum. Verlotterte Existenzen aus aller Herren Länder. Heruntergekommene Leute, denen das Leben alle Hoffnungen geraubt, die dumpf und stumpf in dem Kampfe um das tägliche Brot geworden. Die Gesellschaft war Thiddi schrecklicher als die Arbeit.

* * *

Der Winter war vergangen. Ein fürchterlicher Winter, der seine Zeichen in das lebensfrohe Gesicht Thiddi Liebeknechts gegraben. Auch in sein Gemüt.

Dem Ringe hatten Uhr und Kette folgen müssen. Der Mensch will leben. Thiddi saß kummervoll in seiner niederen Kammer. Noch hatte er sich nicht entschließen können, sein Logis mit anderen zu teilen. Er wollte wenigstens in seinen vier Pfählen mit sich und seinen Erinnerungen allein sein.

Wie oft hatte er schon mit dem Revolver geliebäugelt. Auch heute, an einem kalten, rauhen Apriltage, saß er wieder vor der Waffe.

Seine Augen flackerten. Es war ja nur ein Knall. Ein einziger Knall. Und alles war vorbei.

Ach, aber wie fürchtete er sich doch vor diesem Knall; wie fürchtete er sich vor dem Dunkel, das diesem Knall folgte.

Bilder vergangener Tage stiegen lockend vor ihm auf:

Onkel Theodor, der Gute, Abtrünnige. Tante Malve und Tante Guschi. Und die Erinnerung an all die Liebe, die ihn umgeben, schlug gleich feurigen Flammen über ihn hin.

So eine weiche Stimmung kam über ihn. Wie gern möchte er sie alle wiedersehen, sich von ihrer grenzenlosen Liebe umsorgen und einlullen lassen.

Dann drängte sich ein kleines, ernstes Gesicht mit hellen, klugen Augen durch die einlullenden Bilder. Vorwurfsvoll blickten die Augen, ja fast strafend.

Nein, er wollte nicht sterben. Er wollte auch nicht in sein tatenloses Dasein zurück.

Der Sommer stand ja vor ihm. Eine warme Sonne würde auf ihn niederscheinen — nein, sterben wollte er nicht.

Das Leid hatte ihn nicht stumpf gemacht. In ihm lebte so viel unverbrauchte Kraft, die nach Betätigung drängte. Zurückfallen in das Nichts eines tatenlosen Lebens hatte nichts Verlockendes für ihn.

An Tante Malve schreiben und noch einmal um Geld bitten? Auch das hatte er reiflich überlegt. Wenn er sich allein helfen konnte, so wollte er auch das vermeiden. Sein Blick hatte sich geschärft. Er schaute nicht mehr mit den Augen eines Kindes in das wogende Weltgetümmel hinein; klar lag das Leben mit seinem brutalen Vorwärtsdrängen vor ihm. Glück haben — er ließ es gelten, Glück war viel im Leben. Aber es waren doch nur einige Auserwählte, denen der Herr es sozusagen schlafend gab. Er gehörte nicht zu denen. Er mußte gewaltig kämpfen. Ob er Sieger blieb? Er hatte schon daran gezweifelt, doch heute kam, trotz allem, wieder Hoffnung in sein zermürbtes Herz. Noch einmal wollte er es versuchen. Die Chancen lagen für ihn insofern günstiger, als er kein „Greenhorn", kein grüner Junge mehr war. Auch beherrschte er fließend die englische Sprache.

Und dann durfte vor allen Dingen keinen falschen

Vorurteilen Raum gegeben werden. Was gingen ihn die Westerfeldts an, die ihm so viel, so viel genommen?

Er wollte sich in dem Bankhause, an das er empfohlen war, vorstellen. Nicht als Bettler, demütig, ein halber Schiffbrüchiger, stolz wollte er anfragen, ob man eine Kraft nötig habe. Er war doch federgewandt, sprachkundig. Und hatte er nur erst festen Boden unter seinen Füßen, dann . .

Um seinen Mund legte sich ein weicher, träumerischer Zug.

Er hatte Alida von Röst seit jenem denkwürdigen Tage nicht wiedergesehen, trotzdem er den innigen Wunsch gehabt, recht oft mit ihr zusammen zu kommen. Er wollte bei dem rapiden Abwärtsgleiten vom hohen Berge nicht den mitleidigen Blick seiner kleinen, mutigen Freundin sehen. Vielleicht kam er noch einmal wieder hinauf.

Er trat an seinen Koffer. Es kostete trotz reiflichen Ueberlegens doch einen heißen Kampf.

Dann suchte er die Empfehlung Hans Westerfeldts aus der Tiefe seines Koffers.

8. Kapitel.

Da stand er nun, sorgfältig gekleidet, mit seinem Empfehlungsschreiben in der Hand, in dem Bankhause Mr. Chathams.

Der Brief wurde ihm abgefordert, ihm bedeutet, zu warten.

Es währte nicht lange, da trat ein kleiner, korpulenter Herr lebhaft in das Büro. Ein prüfender Blick überflog die schlanke, distinguierte Gestalt des jungen Mannes, der sich beim Eintritt des Herrn von seinem Sitze erhoben hatte.

„Sie sind Mr. Liebeknecht?"

Kurz, fast befehlend klang ihm die Frage in englischer Sprache entgegen.

„Jawohl," lautete die Entgegnung.

„Sind Sie im Besitze von Legitimationspapieren?"

Diese Frage erfüllte Thiddi mit froher Hoffnung. Man würde keine Legitimationspapiere fordern, wenn man nicht die Absicht hatte, sich näher mit seiner Persönlichkeit zu befassen. Andererseits aber befremdete sie ihn.

War denn der Brief nicht Ausweis genug?

Er zog sein Portefeuille heraus, dem er seinen Militärpaß entnahm.

Der Bankier blickte prüfend hinein.

„Well," sagte er dann geschäftsmäßig, „es liegen hier seit November fünfundzwanzigtausend Mark für Sie deponiert, von einem Fräulein Malve Lamprecht eingezahlt. Wollen Sie das Geld erheben? Es steht zu Ihrer Verfügung."

Thiddi wußte nicht, wie ihm geschah. Fast hätte er einen Freudensprung gemacht. Und doch kam es wie eine tiefe Rührung über ihn.

Die gute Tante Malve! Sie hatte sicher nicht über Thiddis Abreise wegkommen können. Sonst wüßte er keinen Grund, was sie veranlaßt haben könnte, hier eine Summe Geldes für ihn niederzulegen.

Er stammelte: „Wenn ich das Geld erhalten kann, dann bitte ich darum."

Mr. Chathams Interesse für den Herrn ging offenbar nicht so weit, sich nach seinen Plänen zu erkundigen. Er gab Order, das Geld auszubezahlen, überreichte einen geschlossenen Brief, welcher der Geldsendung beigefügt war, und zog sich zurück. Zuviel Zeit war bereits vergeudet worden, die nichts eingebracht.

Vor Thiddis Augen türmten sich Berge von Papiergeld auf. Fast gierig ruhte sein Auge auf dem Haufen.

Sein war das alles, sein. Er raffte die Scheine zusammen, steckte sie in sein Portefeuille, das sich vor Stolz und Uebermut blähte.

Ganz mechanisch setzte er seinen Namen unter das ihm gereichte Papier.

Kaum wußte er, wie er hinausgekommen.

Dann stand er mit einem Male wieder auf der Straße.

Hatte denn nun alles ein anderes Aussehen? Waren das dieselben Häuser? Dieselbe, stets wechselnde Menschenmenge?

Ja, wohl stand die Welt noch auf ihrem alten Platze, aber ein anderes Aussehen hatte sie.

Thiddi hatte Geld.

Ein großer Jubel ging in ihm vor. Wenn er das Geld richtig anlegte, mußte es ihm glücken, festen Boden unter seinen Füßen zu erlangen. Nur war er im Grunde noch nicht selbständig genug; auch fehlte es ihm an der Aussprache mit einem lieben Menschen.

Ach, wie konnte es ihm wohl daran fehlen, wo er doch wußte, daß da draußen in Passaie, nur wenige Meilen von ihm entfernt, ein kleines Mädchen mit ernsten Augen und einer ernsten Lebensauffassung saß und darauf lange, lange gewartet hatte, von ihm zu hören.

Er nahm sich gar nicht Zeit, nach Hause zu gehen. In das erste beste Restaurant trat er ein, ließ sich Feder, Tinte und Papier geben.

„Meine holde, kleine Freundin!

Kommen Sie Sonntag wieder nach dem Platze, wo wir uns schon einmal getroffen und um dieselbe Zeit. Ich bedarf Ihres Rates.

Ihr tief ergebener

Th. Liebeknecht."

Seine Gedanken eilten dem Briefe voraus. Sein Ruf würde sie ängstigen, das sagte er sich bei näherer Ueberlegung. Aber was schadete denn das? Er würde sie wiedersehen, das geliebte Mädchen, welches seinem Herzen enger verbunden war, als er selber bisher gewußt.

Nun erst erinnerte er sich des Briefes, den der Bankier Chatham ihm gegeben.

Der war von Tante Guschi.

Gott, wie sich die beiden lieben Frauen wohl seinetwegen sorgten, der ihnen doch der ganze Lebensinhalt gewesen war.

Er würde schreiben, natürlich. Mußte es, nachdem er das Geld eingestrichen, das Liebe ihm übersandt. Das Geld, das ihn retten sollte, das neuen Lebensmut durch seine Adern rinnen ließ.

Ja, natürlich wollte er schreiben. Heute noch. Oder morgen. Nein, übermorgen, wenn er sein geliebtes Mädchen gesehen. Morgen hatte er doch keine Ruhe, konnte keinen klaren Gedanken fassen.

In seinem ärmlichen, kleinen, halbdunklen Hinterzimmer angelangt, holte er den Brief hervor, der schon viele Monate zurückdatiert war, und begann mit der Lektüre:

„Mein alter Junge!

Weshalb schreibst Du gar nicht? Geht es Dir schlecht? Dann aber solltest Du doch gerade schreiben. Doch ich kann mir das gar nicht denken, Du warst ja ziemlich reichlich mit Geld versehen und Tante Malve hat noch fünfundzwanzigtausend Mark für Dich in dem Bankhause, an das Hans Westerfeldt Dich empfohlen, deponiert. Hans Westerfeldt sagt, wir brauchten uns über Dein Schweigen nicht zu beunruhigen. Das machten sie alle so, die jungen Herren, wenn sie nach Amerika auswanderten. Erst ganz allmählich erwacht das Interesse zur Heimat wieder. Und doch, Thiddi, mußtest Du es so machen, wie die anderen? Es ist nicht recht von Dir, uns so in der Ungewißheit zu lassen. Ich warte auf ein Schreiben von Dir und wenn ich jahrelang warten sollte. Bei uns hat sich viel, sehr viel begeben. Das wird Dich interessieren, mein Junge, wenn es Dich

auch sehr, sehr treffen muß. Onkel Theodor war nur noch acht Wochen bis zu seiner Hochzeit bei uns, und dann waren wir ganz allein. Da kannst Du Dir denken, wie einsam es bei uns war. Das Zusammenleben mit Onkel war kein erbauliches seit seiner Verlobung. Hans Westerfeldt wollte Malves Vermögen für sie verwalten, er versprach, es in kurzer Zeit zu verdoppeln, doch Malve wollte nicht. Das wurmte Onkel Theodor, der in Hans Westerfeldt einen Gott sah. So atmeten wir schließlich alle auf, als der Hochzeitstag da war. Die große Einsamkeit legte sich schwer auf Malves Gemüt. Und als eines Tages ein Jugendfreund Deiner Tante nach wiederholten Fehlschlägen wieder bei Malve anhielt, gab sie ihm ihr Jawort. Sie hat gestern Hochzeit gemacht. Doch bevor sie zum Traualtar schritt, übersandte sie durch das Bankhaus Chatham Dir fünfundzwanzigtausend Mark. Es ist wohl das einzige, mein armer Junge, was Dir von dem großen Vermögen verblieben. Ich fand es hübsch von Malve, noch an Dich zu denken. Möge das Geld Dir gelegen kommen und Dir Segen bringen, mein geliebtes Kind. Ich sitze hier nun mit aller meiner Arbeitskraft im Kaiser-Wilhelm-Stift, wie so ein rechtes altes Spittelweib, und habe nichts zu tun. Zu leben habe ich ja. Etwas Vermögen besitze ich, dank der Großmut Onkel Theodors und Tante Malves. Nicht viel, aber doch, daß ich nicht gerade zu hungern brauche. Und ich verdiene mir mit Handarbeiten ja auch ein Teilchen dazu. Ich könnte zu Dir kommen und Dir helfen, Thiddi, vogelfrei wie ich bin. Aber auch Du willst nichts von der alten Tante wissen. Wenn Du Dich nun von Deinem Erstaunen erholt hast, alter Junge, dann schreibe mir mal wieder. Wie würde sich freuen Deine alte Tante Guschi."

Lange saß Thiddi über dieses Schreiben gebeugt.

Es war merkwürdig, ihn ließ die Nachricht von dem abermaligen Verlust einer Erbschaft ganz kalt. War er so

stumpf geworden? Lag ihm an der zweiten Erbschaft, mit der zu rechnen er doch berechtigt war, so wenig?

Weder das eine noch das andere. Die Sache war nur die, er hatte eben in seiner bisherigen naiven Lebensauffassung niemals mit der Erbschaft gerechnet. So konnte ihn der Verlust kaum schmerzen.

Eher würde ihn bei der Nachricht von der späten Hochzeit Tante Malves eine tiefe Traurigkeit beschlichen haben, wie sie bei Onkel Theodors Abtrünnigkeit ihn mit so erschreckender Gewalt gepackt.

Allein auch dieses Gefühl konnte dieses Mal keinerlei Wurzel bei ihm schlagen, seit er selber von Amors Pfeil getroffen worden. Alles in ihm drängte dem Mädchen entgegen, von dem er nicht einmal wußte, ob es seine heiße Sehnsucht teilte, seine Liebe erwiderte.

Er steckte den Brief Tante Guschis zu sich, wie man wohl einen Geschäftsbrief zu sich steckt, von dessen Inhalt man Notiz genommen.

Dann machte er sich daran, seinen Schatz vorschriftsmäßig nach Tante Guschis System unterzubringen. Er wanderte in jenes kleine Beutelchen, welches er schon lange nicht mehr um den Hals trug, und erst nach langem Suchen aus irgendeinem Winkel des geräumigen Koffers ans Tageslicht befördert werden mußte.

Und dann wartete er. Mit Hangen und Bangen. Kam sie, kam sie nicht? Hatte sie ihm sein langes Schweigen übel genommen? Oder war sie vielleicht gar nicht mehr auf ihrer Stelle in Passaie?

Eine große Unruhe bemächtigte sich seiner. Lange vor der angegebenen Zeit war er am Platze.

Es war noch eben solch ungemütliches Wetter, wie es seit einigen Wochen nun schon geherrscht; in Thiddis Herzen aber war eitel glitzernder Sonnenschein. Der umhüllte seine Seele mit einem eigenen Zauber.

Er hoffte trotz aller Zweifel ja doch so stark. Sie

mußte gleich da sein. Eine Antwort hatte er nicht erhalten, konnte er nicht, hatte er doch sein Logis des öfteren gewechselt und in der Aufregung ganz vergessen, ihr seine Adresse mitzuteilen.

Aber sie würde kommen.

Und da tauchte ihr liebliches Gesichtchen auf.

Herrgott, diese Wonne! Sie war da, sie war da!

Er eilte ihr entgegen, zog sie in seine Arme und küßte den kleinen, rosigen Mund.

Alida ließ es geschehen. Ihr Herz war zerrissen gewesen vor lauter Sorge um den großen, stattlichen Menschen mit dem weichen, vertrauernden Kindergemüt. Denn Alida liebte. Sie liebte zum ersten Male in ihrem Leben, und diese große, tiefe Liebe galt ihrem Reisegefährten von der „Deutschland".

Als sie ihn vor sich sah, mit lachenden Augen und doch mit den deutlichen Spuren eines großen Leides im Gesicht, da wallte ihr heißes Herz im Glücksgefühl eines abermaligen Beisammenseins über. Sie duldete seine Küsse nicht nur, sie erwiderte sie.

So standen sie eine ganze Weile in seliger Versunkenheit. Thiddi stammelte:

„O, daß ich dich wieder habe, du liebes, süßes Mädchen, du. Daß ich dich hier halte in meinen Armen. Sag', Heißgeliebte, liebst du mich?"

„Wie sehr, wie sehr," sagte das Mädchen schlicht. Und sie fügte mit einem reizenden Lächeln hinzu: „Zwei so arme Hascherln wie wir im weiten, großen Weltenraum."

„Oha," machte Thiddi mit einer hoheitsvollen Gebärde und schlug stolz und gewichtig auf seine Brust, wo wohlverwahrt der von Tante Guschi genähte Beutel stramm und fühlbar ruhte.

Dann führte Thiddi sein Mädchen in ein Restaurant, wo sie ungeniert miteinander reden konnten, und bestellte Kaffee und Kuchen.

Sie saßen Hand in Hand. Sie hatten sich endlos zu erzählen.

Alida sah blaß und angegriffen aus. Ihr Leben hatte sich auf das Unerträglichste zugespitzt. Nicht allein, daß es ihr nicht gelungen war, sich dem alten Kinderfräulein geneigt zu machen, die, je mehr sich die Liebe ihrer Zöglinge ihr zuwandte, einen immer tieferen Haß auf die Erzieherin warf, sie verschmähte es auch nicht, mit allerlei kleinen Intrigen ihr das Leben schwer zu machen. Doch klagte Alida nicht.

Sie hatte sich an den täglich reichlich gedeckten Tisch setzen können, während er gedarbt. Sie hatte im warmen Zimmer gesessen, er gefroren und unter harter Fronarbeit geseufzt.

„Armer Theodor," sagte sie mitleidig.

„Nenne mich Thiddi," bat der junge Mann. „Theodor war ja mein Onkel. Ich, das verhätschelte Kind eines reichen Hauses."

„Thiddi," sagte Alida und drückte fest die Hand, die deutliche Spuren harter Arbeit trugen.

„Und nun, Geliebte, was wollen wir mit dem Gelde machen?" fragte Thiddi, nachdem er seinem Mädchen alles erzählt. „Wollen wir uns heiraten und uns gemeinsam einen Lebensunterhalt suchen?"

Da lachte Alida, daß ihr die Augen überliefen.

„Du arger Draufgänger. Wenn's Geld alle ist, hungern und frieren wir zusammen nach dem bekannten Wort: „Geteiltes Leid ist halbes Leid." Nein, ich weiß etwas besseres."

„Etwas besseres als ein Zusammenleben mit dir, kann's für mich nicht geben," beteuerte Thiddi.

„Die Zeit wird ja auch kommen," tröstete Alida den allzu Ungestümen. „Vorläufig ist sie noch nicht da. Ich möchte dir wohl einen Vorschlag machen."

„Ich folge dir, Geliebte. Verlangteſt du gleich, ich ſollte zur Hölle gehen."

„Nein, das ſollſt du nicht, Thiddi. Erinnerſt du dich der liebenswürdigen Familie Norden?"

„Ja."

„So iſt mein Vorſchlag: Gehe nach Argentinien."

„Alida!"

Aufrichtige Bewunderung lag in dieſem einen Worte. Ganz plötzlich eröffneten ſich Thiddi weite Perſpektiven. Und erkannte mit einem inneren Frohlocken, daß eine Beſchäftigung in Gottes freier Natur ſo recht eigentlich das richtige Arbeitsfeld für ihn war.

Dieſe Erkenntnis war wie ein Blitzſtrahl auf ihn herniedergefahren. Wie ein Blitzſtrahl, der zündete und hell machte, was bisher dunkel und unerkannt in ihm gelegen.

Er erinnerte ſich, mit welchem Intereſſe er den Berichten des Herrn Norden auf der „Deutſchland" gelauſcht, ohne auch nur im geringſten perſönlich davon berührt zu werden.

Jetzt zeigte Alida ihm den Weg.

Dieſe fuhr dringlich fort: „Hier in dem um das tägliche Brot ſich förmlich raufenden Menſchengetümmel, hierher gehörſt du nicht. Dazu biſt du nicht robuſt und brutal genug veranlagt, beſitzeſt nicht die gehörige Rückſichtsloſigkeit, mit der nun mal hier zu Lande gerechnet werden muß. Du mußt in die freie Gottesnatur. Herr Norden wird dir gern raten. Leute, denen etwas Geld im Beutel klingt, ſind nicht dem Mißtrauen ihrer Mitmenſchen ausgeſetzt. Bringe das Geld vorläufig auf die Bank zurück. Tante Guſchis Vorſicht in allen Ehren, ſo halte ich es unter dieſen Umſtänden doch für geratener, nur mit dem Notwendigſten verſehen, die Reiſe anzutreten."

„Alida, für dieſen Rat mußt du einen Kuß haben," rief Thiddi begeiſtert aus.

„Nicht wahr, den habe ich doch ehrlich verdient."

Sie küßten sich. Nicht einmal, ungezählte Male. Sie durften sich darin schon etwas leisten, war doch dieser Tag des Wiedersehens zugleich ein Abschied auf unbestimmte Zeit geworden.

„Du," lachte Alida aus ihrem Glücke heraus, „und deine Tante Guschi, die dir in so aufopfernder Weise ihre noch kräftigen Arme zur Verfügung gestellt, soll nicht vergebens an deine Liebe appelliert haben. Wir brauchen Tante Guschi. Tante Guschi lassen wir kommen, sobald du Aussichten hast, dich selbständig zu machen."

„Du zauberst mir da Bilder vor die Seele, die wahrlich viel zu schön sind, als daß sie sich jemals verwirklichen lassen."

„I wo, Thiddi. Nach Regen folgt allemal Sonnenschein."

9. Kapitel.

Der Dampfer fuhr ab. Thiddi kam sich vor wie ein Vogel, der mit ausgebreiteten Flügeln dem Süden zufliegt. So leicht war ihm, so froh bewegt.

Die Adresse des Herrn Norden, auf die er damals auf der „Deutschland" keinen Wert gelegt hatte, war von Alida gut behalten worden, so daß ihn dieses Erinnern insofern zustatten kam, als er auf Alidas Rat die liebenswürdige Familie aufsuchen und um des erfahrenen Mannes Beistand bitten konnte.

Dieser Beistand sollte ja keine Attacke auf den Geldbeutel des Herrn Norden sein, nur einen freundschaftlichen Rat kam er zu erbitten, und er wußte mit Bestimmtheit schon im voraus, daß ihm der zuteil werden würde.

Buenos Aires! Die Metropole Argentiniens war das Ziel der Reise.

Es war am Spätnachmittage, als Thiddi diese Stadt erreichte.

Für heute war es zu spät, die Reise, die von jetzt an zu Pferde oder per Wagen weiter gehen mußte, fortzusetzen. So nahm er für eine Nacht in einem Hotel Quartier.

Der Hotelwirt gab dem Gaste bereitwillig Auskunft und stellte ihm einen Führer zur Verfügung, der ihn durch die Stadt geleiten sollte.

Das war Thiddi recht. Stundenlang wanderte er umher, nicht nur die Stadt in Augenschein nehmend, sondern auch ein Teil der Umgebung durchstreifend.

Die ausgedehnten Parkanlagen inmitten der Stadt erregten seine Bewunderung, sowie die stattlichen Bauten am Ufer des La Plata, in dessen Fluten sich die Paläste spiegelten.

Reizvoll war die nächste Umgebung von Buenos Aires. Größere und kleine, ganz in Grün eingehüllte Häuser bildeten einen anmutigen Rahmen um die Stadt. Orangen, Feigen, Pfirsiche, Granatäpfel verbreiteten ihre Pracht in den von Mauern umgebenen Gärten. Buntfarbige Kolibris umflatterten Strauch und Baum. Eine nie geahnte Pracht tat sich vor den Augen des entzückten jungen Mannes auf, und der Wunsch ward schmerzhaft brennend in ihm, hier seine Hütte bauen zu können.

Doch auch der nächste Tag enttäuschte Thiddi nicht.

Früh brach er auf.

Er war ein leidlicher Reiter, hatte früher diesem Sport mit Leidenschaft gehuldigt, so machte er sich, eben graute der Tag, mit seinem Führer auf den Weg.

Eine zwar sandige, doch ziemlich gute Landstraße zeigte ihnen den Weg, der immer einsamer zu werden begann. In leichtem Galopp sprengten sie jetzt durch die Pampa.

Eine goldige Sonne strahlte vom Himmel, ein leichter, erfrischender Luftzug wehte ihnen entgegen. Die gewaltige, endlose, dem Ozean gleichende Fläche in ihrer Majestät, die lachende Sonne, der Duft von Gras und Blumen machten den Ritt zu einem hohen Genusse. Ein mäch-

tiges Freiheitsgefühl durchdrang Thiddis Brust, er atmete die köstliche Luft in gierigen Zügen.

Schon waren sie stundenlang geritten. Da ließ der Führer sein Roß langsamer ausschreiten, deutete mit der Hand nach einer sich am Himmel dunkel abhebenden Gegend und sagte:

„Wir sind gleich am Ziel. Jenes Besitztum dort ist die Estanzia des Mr. Norden. Schon hier beginnt der Corral (Viehhof)."

Schier unermeßliche Schafherden weideten in den in großen Umrissen abgezäunten Paddocks, alle mit einem feuerroten Stempel versehen.

Sie ritten schnell vorbei.

Endlich lag im hellen Sonnenschein Herrn Nordens Estanzia vor Thiddis Augen. Es war ein überaus freundlicher Besitz, „Schönweide" genannt. Eine große, fast schloßartige Villa stand inmitten eines wohlgepflegten Gartens mit parkartigen Anlagen; die weitere Umgebung wies prächtige Wirtschaftsgebäude und Arbeiterwohnungen auf, begrenzt durch eine Einfassung aus Säulenkaktus.

Weit hinein in die Pampa weideten frei und ungehindert Rinder und Pferde, die nur durch das eingebrannte Zeichen als Eigentum des Besitzers von Schönweide kennbar waren.

Auf der geräumigen Veranda stand ein Mann in hohen Stulpenstiefeln, als käme er eben von einem Ritte heim. Aus dem stark gebräunten Gesicht blickten die Augen scharf spähend nach den beiden Reitern aus, die im Galopp daher kamen.

Da plötzlich belebten sich seine Züge, und mit der ihm anhaftenden jovialen Stimme rief er dröhnend: „Hallo, meine Augen trügen doch nicht? Unser junger Mitreisender von der „Deutschland"?"

„Herr Norden, ja, ich bin's, Theodor Liebeknecht," entgegnete Thiddi fröhlich lachend.

Da streckte Norden, der bereits die Stufen heruntergestiegen war, seine Hand dem Angekommenen entgegen, welche Thiddis Rechte mit festem Druck umschloß.

„So seien Sie mir und den Meinen willkommen. Und Ihr Begleiter dort?“

„Ist ein vom Wirt in Buenos Aires gestellter Führer, der mich hergebracht hat.“

Thiddi reichte dem Manne das verabredete Geld. Herr Norden befahl ihm, sich in dem Wirtschafterhause eine Erfrischung reichen zu lassen und sich von dem Ritte auszuruhen.

Herzlich war auch der Empfang von seiten der Dame des Hauses, sowie des Sohnes, die ihrer Freude lebhaften Ausdruck verliehen.

Es war um die Mittagszeit; bald saß Thiddi mit der liebenswürdigen Familie zu Tisch, und da er einen weiten Weg hinter sich hatte, ließ er dem Mahle alle Ehre angedeihen.

Niemand fragte nach dem Grunde seines plötzlichen Erscheinens, dazu war man zu taktvoll. Es war ein Landsmann und man war bemüht, Gastfreundschaft im weitesten Sinne des Wortes auszuüben.

Thiddi sprach seine Bewunderung über das Gesehene aus. Mächtig hatte das ganze Gut mit seinen Weiden und der wohlgenährten Viehherde ihm imponiert.

„Na,“ meinte Herr Norden, „Sie sollen noch Augen machen, wenn ich Ihnen den ganzen Betrieb in all seinen Details vor Augen führe. Als ich herkam, vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren, mit gutem Willen, aber leeren Taschen, da hieß es mächtig zugreifen. Auf der Stelle meines jetzigen kleinen Schlößchens hier erbaute ich mir, im Schweiße meines Angesichts, eine winzige Baracke aus Holz und Lehmziegeln. Die war danach, aber es war ein Unterschlupf, Herr Liebeknecht, und es war ein eigenes Dach über dem Haupte. Gute Menschen halfen wir. Ich

habe gearbeitet wie der geringsten einer. Aber nun schauen Sie den Lohn meines Fleißes an."

Stolz klangen die Worte. Und dieser selbstgemachte Mann war wohl berechtigt, stolz zu sein.

Mit Hochachtung blickte Thiddi auf den Mann mit dem guten, frohen Gesicht und dem rastlosen Vorwärtsstreben. Ach, ihm schwellte der Gedanke an ein freies, ungebundes Vorwärtsstreben hier in Gottes schöner Natur die Brust im Tatendrang. Auch er brachte einen guten Willen mit, Gott war sein Zeuge. Ob sein Wille das gleiche Resultat dermaleinst erzielte?

Nach Tisch bei einer Zigarre offenbarte Thiddi sich Herrn Norden.

In hochherzigster Weise versprach der, ihm mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

„Sie sollen nicht vergebens bei dem alten Norden angeklopft haben," sagte er, dem jungen Mann wohlwollend die Hand auf die Schulter legend.

Darauf besprachen sie eingehend den Vermögensstand Thiddis. Denn das war ein wichtiger Faktor, mit dem man rechnen mußte. Die Zeiten waren andere geworden in den fünfundzwanzig Jahren.

Aber was Herr Norden hörte, befriedigte ihn. Mit zirka sechstausend Dollar ließ sich selbst bei den heutigen gesteigerten Ansprüchen schon etwas erreichen. Zwar ein bescheidener Anfang blieb es, dennoch war es der Anfang zu einem neuen Leben.

Thiddi beschloß noch an diesem Abend an seine Braut zu schreiben; doch als die Ruhe des heimeligen Zimmers ihn umfing, fielen ihm die Augen vor Müdigkeit zu. Er konnte sich mit dem besten Willen nicht ermannen. Der stundenlange, ungewohnte Ritt hatte ihn dermaßen ermüdet, daß die Natur ihr Recht gebieterisch verlangte. Und trotzdem er abends zeitig zur Ruhe gegangen, schlief er doch bis in den hellen Morgen hinein. Darüber ärgerte er sich.

„Was müssen Sie von mir denken, verehrte Frau," entschuldigte er sich, als er an einem gleich herrlichen Morgen wie der vergangene auf der Veranda seinen Kaffee einnahm, sorgsam von der Hausfrau bedient.

„Es war vorauszusehen," erwiderte Frau Norden jedoch lächelnd, „daß Sie einer tüchtigen Ruhe bedurften, um sich wieder auf sich selbst zu besinnen. Der Ritt, das war, sagt mein Mann, ein Meisterstück. Wie fühlen Sie sich?"

„Sehr wohl, ich danke." Und sich vorsichtig umblickend, gab er etwas kleinlaut zu: „Bis auf einen gewissen Körperteil."

„Der wird Ihnen auch noch eine Zeitlang zu schaffen machen," lachte Frau Norden. „Daran gewöhnt man sich. Wollen Sie meinen Mann aufsuchen? Dann kann Lydia Sie begleiten."

Lydia, das Töchterchen der Nordens, bestieg ihr Pferd, wie es einem in voller Freiheit aufgewachsenen Mädchen zukam, und flog an der Seite ihres Begleiters mit einer Leichtigkeit dahin, daß Thiddi Mühe hatte, ihr zu folgen.

Er äußerte sein Erstaunen über eine derartige Geschicklichkeit, denn Lydia zählte doch erst dreizehn Jahre.

Allein das Kind lachte.

„Wir werden früh daran gewöhnt, Herr Liebeknecht," erklärte sie stolz und doch in mädchenhafter Bescheidenheit.

Herr Norden führte seinen jungen Landsmann in seinen ausgedehnten Besitzungen herum, zeigte und erklärte alles mit knappen Worten.

Eine große Hochachtung gegen den Gründer aller dieser Herrlichkeiten erfüllte Thiddi, zu gleicher Zeit aber wuchs das frohe, freie Gefühl lawinenartig bei ihm an. Und eine unbändige Lust an gleichem, eigenem Streben erfüllte ihn.

Hier hatte er endlich seinen Lebenszweck gefunden.

Norden schlug Thiddi vor, ein Jahr lang bei ihm zu lernen. Da wurde er ganz kleinlaut. Er berichtete von

seiner Verlobung und erzählte den interessiert aufhorchenden Gastgebern zum ersten Male von seinen eigenen Angelegenheiten, von seiner Familie und was ihn in die Ferne getrieben.

Innige Teilnahme spiegelte sich auf den Gesichtern seiner Zuhörer. Das waren in der Tat harte Schicksalsschläge. Erzogen in dem Glauben, der Erbe großer Reichtümer zu sein und jetzt sozusagen vor dem Nichts stehend.

Viele Hände streckten sich ihm warm und teilnahmsvoll entgegen.

Herr Norden aber sagte: „Wenn Sie über so viele Hilfskräfte verfügen, eine Tante haben, die nichts sehnlicher wünscht, als Ihnen mit ihrer häuslichen Erfahrung und ihren kräftigen Armen zur Seite zu stehen, und ein liebes Frauchen, das Ihnen die Stirn trocknet nach den Mühen des Tages, dann, lieber Liebeknecht, wollen wir mal das Nähere ins Auge fassen. Aber Arbeit gibt es."

Herr Norden machte sich für einige Tage frei. Und sie zogen zusammen hinaus in die weite Pampa, um das Gelände einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. —

Am Abend dieses denkwürdigen Tages flogen zwei Briefe in die Welt hinaus. Der eine war an Alida von Röst gerichtet, der zweite an Tante Guschi.

10. Kapitel.

Tante Guschi saß in ihrem Altjungfernstübchen im Kaiser-Wilhelm-Stift zu Kiel am Fenster über einer Handarbeit gebeugt und stichelte emsig drauf los. Dabei war natürlich ihren Gedanken voller Spielraum gelassen, und wenn sich ihre Augen auch ab und zu hoben, um in den großen Garten mit den einladenden Lauben zu blicken, woselbst sich die Bewohner dieses Ruheplatzes auf neutralem Gebiet zu einem Plauderstündchen zu treffen pflegten, so war doch die Aussicht auf dieses Plauderstündchen, das auch

sie sich zeitweise gönnte, nicht imstande, ihre Gedanken von dem abzulenken, was sie unausgesetzt beschäftigte.

Diese Gedanken drehten sich immer nur um den Kreis, den das grausame Schicksal auseinandergesprengt hatte.

Malve machte ihr keine Sorge; die hatte einen guten Mann, der sie sozusagen auf Händen trug. Und wenn dennoch nicht der glückliche Ausdruck auf ihrem Gesichte lagerte, den man billigerweise erwarten durfte, so war unfehlbar das aufregende Leben daran schuld, das sie zu führen genötigt war. Ihr Mann liebte die Abwechselung, Malve aber war an ein ruhiges Leben zu sehr gewöhnt gewesen, als daß sie die vielen Geselligkeiten, Theaterbesuche und Zerstreuungen gar mancherlei Art nicht als eine Last empfunden hätte, an die man sich in ihrem Alter nicht so leicht gewöhnt.

Aber dennoch konnte Malve mit ihrer späten Heirat zufrieden sein. Sie hatte ein hübsches Heim, lebte sorgenlos an der Seite eines stattlichen Gatten — ja, Malve machte der einsamen Frau am Fenster ihres Altjungfernstübchens weder heute noch sonst Sorge.

Doch die beiden anderen. Das waren ihre Sorgenkinder.

Ueber Thiddis Schicksal breitete sich freilich ein tiefes Dunkel. Der war im Weltall für Auguste verschollen. Daß er das bei Chatham deponierte Geld erst vor einigen Wochen erhoben, hatte sie durch Malve erfahren, deren Gatte in dem Newyorker Bankhause Nachfrage gehalten. Geschrieben hatte Thiddi nicht, Gott sei's geklagt.

Und nun stets die bange Frage: „Wie mag es ihm ergehen?"

Ach, Guschis Herz bangte sich um den Liebling. Und sie hatte so viel Zeit für ihre Sorgen.

Auch für Vetter Theodor, der in dem Hause Westerfeldt als junger Ehegatte eine etwas klägliche Figur spielte, zitterte ihre große, warme Seele. Der behäbige, alte Jung-

geselle paßte nicht in das Haus der strengen Etikette hinein. Paßte auch nicht zu dem schillernden Falter, zu der schönen Mercedes, deren Liebreiz Guschi zwar heute noch nicht in Abrede stellen konnte, der aber keineswegs mehr so einnehmend auf sie wirkte als damals, als sie die erste Bekanntschaft der Dame gemacht. Theodor war in der Tat in der kurzen Zeit seiner Ehe mit der lebenslustigen Frau alt und stumpf geworden. Er konnte sich weder in den Ton des Hauses einleben, noch sich an die oft recht frappierenden Launen seiner schönen Gattin gewöhnen. Er war eine Null in dem Kreise, in den er als Familienglied eingetreten war, während er gewohnt war, als Hauptperson einst unter den Seinen zu gelten. Hier war er nicht das Familienoberhaupt, das er von rechtswegen sein sollte; dieser Rang wurde ihm von Hans Westerfeldt erfolgreich streitig gemacht.

So kam es wohl, daß ein altes Herzleiden, welches sich in asthmatischen Anfällen äußerte, und das durch die beschauliche Ruhe seines bisherigen Lebens siegreich bekämpft gewesen, ganz plötzlich mit erschreckender Gewalt wieder bei ihm auftrat und ihn zu einem unwirschen, lebensmüden Hypochonder machte.

Ja, Guschi hatte allen Grund, über das Schicksal ihrer beiden Mannsleute sich zu beunruhigen.

Sie hätte viel darum gegeben, an ihres Vetters Seite stehen zu können, ihm seine Leidenszeit nach besten Kräften zu mildern, Rücksichten auf seine Wünsche zu nehmen, wie sie es von jeher gewohnt gewesen, doch sah man sie nicht gern in dem vornehm zugeschnittenen Hause in Hamburg. Und es kam ihr auch so vor, als ob Theodor Lamprecht in ihrer Gegenwart das Beschämende seiner Stellung deutlicher zu Gemüte trat. Da hielt sie sich lieber fern, durch diese Entfernung doppelt und dreifach leidend.

Wie sie nun heute — man schrieb den 5. Mai — an ihrem Fenster arbeitend saß, ihren trostlosen Gedanken so

recht ausgiebig nachhängend, klopfte es und auf ihr kurzes „Herein!“ trat der Vielumsorgte über die Schwelle.

Guschi traute ihren Augen nicht.

Himmel, wie sah der Liebe, Gute aus! Hohl die Augen, welk die Wangen, unsicher der Gang.

„Aber Theodor!“ schrie Tante Guschi förmlich auf. „Lieber, alter Theodor, wo kommst du denn so mit einem Male her?“

Theodor Lamprecht wankte auf einen Stuhl zu und ließ sich schwerfällig darauf nieder. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, er rang offensichtlich nach Luft.

Fräulein Auguste strich ihm beruhigend über die Wangen.

„Na, na, komm' nur erst mal 'n bißchen zu dir, Theodor. Mach' dir die Weste auf, ich helfe dir. Und dann trinke mal vorerst einen tüchtigen Schluck von diesem Tokaier. Mein Besuchswein,“ setzte sie scherzend hinzu.

Wie war sie um den Vetter bemüht! Sie war so recht in ihrem Elemente. Für jemanden sich mühen dürfen, für sein Wohlbehagen sorgen, das machte sie glücklich.

Wie lange auch hatte sie diesem Genuß entsagen müssen.

Nun placierte sie den lieben Alten auf das weiche Sofa, schob ihm ein Kissen hinter den Rücken, damit er bequem sitzen könne, und öffnete die Fensterflügel weit, so daß die noch etwas herbe aber erfrischende Frühlingsluft ungehindert eindringen konnte.

„Wird dir schon ein wenig besser, Theodor?“ fragte sie, sich liebreich zu dem Leidenden niederbeugend. „Bist wohl zu schnell gegangen. Sieh, das mußt du bei deinen asthmatischen Anfällen vermeiden. Jede Anstrengung ist dir doch vom Arzt so strenge verboten worden.“

„Ja, Anstrengung und Aufregung,“ gab Theodor Lamprecht zu. Er griff nach seiner Cousine Hand, die er dankbar drückte.

„Komm', setze dich zu mir, Guschi," bat er. „Ach, wie ist mir jetzt wohl. Wohl wie seit langem nicht."

„Sprich nicht so viel, Theodor," warnte Auguste.

„Ich habe genügend Luft," hielt der Leidende dagegen. „Und ich muß mich mal aussprechen, sonst ersticke ich. Zuerst, Guschi, habt ihr was von Thiddi gehört?"

„Nichts, Theodor," gab Auguste kleinlaut zu.

„Nichts," echote Theodor Lamprecht. „Er zürnt mir gewiß. Und mit Recht. Der gute, liebe Junge. Ich habe sein Leben zerstört. Einzig ich. Nun habe ich meine Strafe dafür. Ich wollte sie auch auf mich nehmen, klaglos, denn ich habe mein Schicksal mir selber geschaffen. Doch die Angst, die Sorge, die Sehnsucht nach meinem Jungen, die frißt an mir und — und — die Reue."

„Aber Theodor, rege dich doch nicht auf. Geschehenes ist nun mal geschehen."

„Ja, darin hast du recht. Leider. Vorgetan und nachbedacht, hat manchem schon groß' Leid gebracht."

„Daß laß nun begraben sein, Theodor. Und wer kann wissen, ob es unserem Jungen nicht ganz gut drüben geht, und all unsere Angst um ihn unnötig ist."

„Nein, Guschi. Es geht ihm nicht gut. Er würde schreiben. Leben tut er ja, da er Malves Geld sich erhoben hat. Lange genug hat er damit gewartet. Daß er es tat und seinen Stolz herunterkämpfte, sieh, das war die Not. Aber Guschi, er soll doch nicht ganz um sein Erbteil kommen. Die da in Hamburg sollen nicht alles haben, auf daß sie einzig und allein spekulierten. Ich bin gekommen, ein Testament zu machen. Das braucht niemand zu wissen, außer dir. Unser Thiddi soll durch meinen Leichtsinn nicht untergehen."

Die alte Dame drückte die Hand, die noch vor kurzem so lebenskräftig herumhantiert hatte, jetzt aber welk und schlaff in der ihren lag."

„Das, was du vorhast, Theodor, kann ich nur billigen," lobte sie.

„Es ist nicht mehr als recht, Guschi, und — ich werde ruhiger in meinem Gemüte. Ach, du Gute, weißt ja nicht, was mich zu diesem Schritte getrieben. Schon längst ging mir ein Licht auf, daß ich das Opfer einer großen Spekulation geworden, daß Hans Westerfeldt mit geschäftlichen Sorgen zu kämpfen hatte. Aber auch Mercedes war gezwungen worden, mir ihre Hand zu reichen. Sie tat es nicht, wie ich glaubte, aus Liebe zu mir, ich alter Narr, nein, aus pekuniären Gründen. Und sie tat mir leid, eben deswegen. Ich zürnte ihr nicht, wenn sie sich wie toll von einem Vergnügen in das andere stürzte, für mich niemals einen Augenblick eines gemütlichen Beisammenseins fand; ich zürnte ihr auch nicht, als ich sah, welches Vergnügen sie daran fand, sich von jungen Kavalieren den Hof machen zu lassen. Nein, nein, keine eifersüchtige Regung wallte in mir auf. Nur meine große Torheit sah ich ein und unter dieser litt ich, wenn ich bedachte, welche Folgen diese große Lebenstorheit gezeitigt. Ein gemütliches Familienleben war dadurch zerrissen worden, ein junges, hoffnungsvolles Leben in die Brüche gegangen. Und ich hatte Heimweh nach euch, Sehnsucht nach der Ruhe und dem Frieden vergangener Tage. Und dann mein Asthma, dieser schreckliche Kampf nach Luft. Keine Ruhe mehr für mich, nicht bei Tage, nicht in der Stille der Nacht. Ach, diese Nächte, Guschi, die waren die schlimmsten. Aber genug davon."

Theodor Lamprecht atmete schwer.

Auguste sagte: „Ja, Theodor, laß es genug sein. Du leidest. Sprich nicht mehr darüber. Der Mensch irrt wohl mal. Mache ein Testament zugunsten unseres Lieblings und du wirst ruhiger in deinem Gemüte werden."

„Ja, Ruhe, Ruhe. Ach, Guschi, wie ich mich nach Ruhe sehne."

Sein Blick irrte zum Fenster hinaus, richtete sich auf

das Blau des Himmels. Und wie in Gedanken verloren redete er weiter. Es war, als spräche er zu sich selber, als habe er die Gegenwart der Cousine ganz vergessen.

„Es war ja vorgestern abend. Vorgestern abend war's," wiederholte er wie aus tiefen Gedanken heraus. „Ich war leidend, hatte mehrere Tage zu Bett gelegen. Gegen Abend raffte ich mich zusammen und schlich mich hinunter. Ich hatte den Wunsch, Mercedes zu sehen, ihr Lachen zu hören, ihr heiteres Geplauder. Das Treppengehen hatte mich ermüdet, so setzte ich mich in die Nische des Speisezimmers, stützte den Kopf in die Hand und brütete dumpf vor mich hin. Ich wußte gar nicht, daß Mercedes sich in dem kleinen Eckſalon, welcher neben dem Speisezimmer liegt, befand. Ich hätte sie sonst zu mir gerufen. Plötzlich höre ich Hans Westerfeldts Stimme und sehe im Spiegel, wie er den Kopf in die Tür zum Salon steckt und wie suchend umherblickt. „Wo ist dein Mann?" fragt er. Mercedes antwortete in ungeduldigem Tone: „Nenne ihn nicht meinen Mann. Ich kann und will's nicht hören. Im übrigen ist er elend und liegt zu Bette." „Mercedes," sagte Hans Westerfeldt, der mittlerweile eingetreten ist, „wär's nicht am Ende deine Pflicht, dich mehr um den Leidenden zu kümmern?" „Pflicht?" höhnt Mercedes. „Pflicht sagst du? Ich erkenne keine Pflichten dem alten Manne gegenüber an." „Er ist noch nicht alt," wandte Hans Westerfeldt ein. Da ruft Mercedes impulsiv aus: „Ein Mummelgreis ist er gegen dich, du, mein schöner Hans, mein einzig Geliebter, mein Gatte vor Gott." Sie ist auf ihn zugestürzt, hängt an seinem Halse und er beugt sich zu ihr, küßt leidenschaftlich ihren Mund, ihre Augen, ihre Hände. Ach, wie spießbürgerlich kam ich mir in meiner Nische vor. Ich bin wohl in Liebesangelegenheiten ein recht tölpelhafter Stümper. „Ach, Hans," klagt da Mercedes, „wie ist mir doch alles so zuwider, was Krankheit und Gebrechlichkeit anbelangt. Ich habe förmlich einen Haß

auf Theodor, wenn er mit seiner Luft ringt.“ Und ihre Stimme dämpfend, fährt sie fort: „Ich wollte, es wäre bald vorbei mit ihm, dann wäre ich frei. Frei, Hans, und wir könnten uns auch vor der Welt angehören. Sein Geld gehört uns. Hab' ich ihn doch mit Leichtigkeit dazu gebracht, ein Testament zu meinen Gunsten zu machen.“ Sie spricht leise, doch meine Ohren sind durch die Leidenszeit geschärft. Ich höre alles, kein Wort entgeht mir. Man lauerte auf meinen Tod. Das lähmte mich zuerst. Dann aber bäumte sich etwas in mir hoch. Nenne es Stolz, gekränkte Eitelkeit, wie du willst. Aber was es auch sei, es war die gerechte Strafe für meine hahnebüchene Dummheit, für die Wahnsinnstat eines alten, verliebten Narren. Mir geschah schon recht.“

Auguste hatte schon mehrere Male versucht, den Redenden zu unterbrechen, jetzt fuhr sie mit einer verzweiflungsvollen Energie dazwischen.

„Nein,“ schrie sie, „nein und tausendmal nein, dir geschah nicht recht! Schmähliches Unrecht ist dir geschehen, man hat deine Vertrauensseligkeit mit schändlichem Undank belohnt, man hat deine Liebe mit Füßen getreten, man hat dich belogen und betrogen.“

„Nun gut, alte Guschi, man hat das getan. Und was tat ich? Ich lohnte euch eure Liebe mit schlechtem Danke, indem ich euch einfach um dieses schillernden Weibes willen verließ. Sie hat das letzte bißchen Lebenskraft in mir vernichtet. Ich fühle mich müde und möchte schlafen für immer.“

„Lieber Theodor, sprich nicht so,“ bat Auguste, indem sie sich eine Träne verstohlen aus dem Auge wischte.

Theodor Lamprecht wehrte ungeduldig ab. Zitternd kam es aus der wunden Brust: „Ich raffte mich an dem gestrigen Tage zu einer letzten Handlung auf. Ich begab mich auf die Reise zu dir. Ich habe auch nicht die Absicht, in das Haus zurückzukehren, wo man mir solches angetan;

die kurze Spanne Zeit, die ich noch zu leben habe, will ich in Ruhe leben."

„Daran tust du wohl," stimmte Auguste bei. „Ich bin im allgemeinen nicht für Ehetrennungen, allein ich sehe doch ein, es gibt Fälle, wo ein Zusammenleben zur Unmöglichkeit wird."

„Weißt du hier einen Rechtsanwalt?" fragte Herr Lamprecht.

„Ja, Theodor. Gerade gegenüber wohnt Justizrat Petersen. Dem kannst du dich anvertrauen."

So kam an diesem Abend ein rechtskräftiges Testament zustande, welches der schönen Mercedes' Hoffnungen zuschanden werden ließ, welches das vor ungefähr einem Jahr verfaßte Testament null und nichtig machte und die Gattin des Rentiers Lamprecht nur auf das ihr zustehende Pflichtteil setzte.

Die Teilhaberschaft des pp. Lamprecht wurde dem Bankier Westerfeldt gekündigt. Mochte für ihn die Hetze nach dem schnöden Mammon von neuem beginnen, was kümmerte es Theodor Lamprecht? Er zog sein Vermögen einfach aus dem Geschäft heraus, selbst auf die Gefahr hin, dasselbe verlieren zu müssen.

Am Tage, der diesem immerhin sehr aufregenden Tage folgte, saßen die beiden Verwandten wieder beieinander.

Theodor Lamprecht war fürsorglich auf dem Sofa in Augustes friedlichem Altjungfernstübchen gebettet worden, denn er fühlte sich sehr matt.

Da langte der Postbote durchs offene Fenster der Dame einen Brief. Durch Augustes Glieder lief ein Zittern. Auslandsmarken!

Himmel, war's zu glauben? Thiddis Handschrift war es. Ein dicker Brief von Thiddi!

Die erregte Frau schwenkte den Brief wie eine Siegestrophäe in der Luft herum.

„Hurra, von Thiddi, von unserem Jungen," rief sie, während dicke Tränen über ihre Wangen rollten.

Theodor Lamprecht war mit einem Ruck auf den Beinen.

„Was sagst du, Guschi? Von unserem Thiddi?"

Auguste erbrach mit zitternden Händen das Schreiben. Es war ein langer Brief. Ein Brief voller Liebe und Sehnsucht nach den Seinen.

Auguste aber hörte aus all diesen lieben Worten und all den Erlebnissen eines sich durchringenden Menschen nur das eine heraus: den Ruf nach ihr.

„Komm zu mir, Tante Guschi."

Ja sie kam. Sie war bereit. Immer war sie bereit gewesen.

Sie hatte den Vetter ganz vergessen. Thiddi rief nach ihr. Sie sollte ihm sein Heim gründen, wohinein er ein liebes Mädchen als seine Gattin führen wollte. Ach, wie wollte sie arbeiten! Galt es doch ihrem wiedergeschenkten Jungen die Wege zu ebnen.

„Ja, Thiddi, ich komme."

Jetzt fiel ihr Blick auf Theodor Lamprecht. Der war ganze sachte wieder auf seinen Sitz zurückgeglitten. Mit blassen Lippen und schier verglasten Augen lag er da.

„Theodor!" schrie Auguste und war mit einem Satze an seiner Seite.

„Guschi," murmelten die blassen Lippen, „liebe, treue Guschi, Gott segne dich und ihn — ihn, unseren Jungen, und sein Mädel. Gott segne euch alle."

Auguste richtete den schwer nach Luft Ringenden hoch, flößte ihm Wein ein und rieb ihm die Stirn mit kaltem Wasser.

Dankbar blickte Theodor Lamprecht sie an.

„Wie bin ich froh, daß ich das noch erleben durfte. Die Freude löscht alle Qual der letzten Zeit aus. Macht alles

gut. Ich gehe ein zur Ruhe, Guschi. Grüße mir den Thiddi —"

Der Mund war verstummt.

Auguste brach haltlos an dem Lager nieder. Sie drückte dem Entschlafenen mit lieben Händen die müden Augen zu.

„Schlafe wohl, Theodor. Schlafe sanft."

Der Tod Theodor Lamprechts machte einen dicken Strich durch die Berechnungen der Westerfeldts. Und doch wirkte er versöhnend. Versöhnend nach allen Seiten hin. Heiße Tränen wurden ihm nachgeweint, und sein Andenken wurde bei denen, die einst seine Welt waren, in hohen Ehren gehalten.

11. Kapitel.

Schon nach einem Jahre konnte Alida zur Uebersiedelung an den Herd rüsten, den Thiddi mit Tante Guschis Hilfe weit draußen in der Pampa gegründet. Zwar ist der Herd bescheiden, ein langgestrecktes, niederes Gebäude aus Holz und Lehm erbaut. Aber doch nicht ganz schmucklos. Eine breite Veranda ziert es, von jungen Orangen- und Pfirsichbäumen umstanden.

Von diesem bescheidenen idyllischen Heim schweiften die Augen über unermeßliche Weiten, über wohlbestallte Mais- und Weizenfelder, sowie eine in vorzüglichem Zustande sich befindende Schafherde, die weit abseits hinter den Paddocks auf den fetten Grastriften ein beschauliches Dasein führten und dem Besitzer einen guten Gewinn zur nächsten Schafschur versprachen.

Thiddi ist stolz auf seine Estanzia, er hat sie Alidenheim getauft.

Er und Tante Guschi haben sich redlich um das Gedeihen der neuen Gründung gemüht, so daß ihr Stolz vollkommen berechtigt ist.

Aber auch Herrn Norden gebührt ein Teil des Erfolges. Seine Anerkennung war für Thiddi ein rechter Sporn, sein möglichstes zu leisten. Und die Freude an der Arbeit ist ein wackerer Gehilfe gewesen.

Jetzt ist alles fertig und bereit, die künftige Herrin zu empfangen. — —

In Newyork hat das Paar sich trauen lassen.

Immer wieder ruht Alidas Blick mit Stolz auf ihrem Eheliebsten. Der ist scheint's breiter in den Schultern geworden, sein Gesicht ist tief gebräunt von der Luft und der südlichen Sonne.

„Du mein Süßes, mein Einziges," flüstert Thiddi seiner kleinen Frau ins Ohr.

Sie sieht ihm so blaß, so gebrechlich aus.

„Na," tröstet er, „nach einem Jahr, dann guck dich mal an im Spiegel. Du sollst was erleben. Du wirst kräftig und stark werden."

Tante Guschi ist ganz gerührt bei ihrer Ankunft. Sie schließt ihr zweites Kind in die Arme und küßt es auf die roten Lippen.

Die junge Frau schlingt ihre Arme um den Hals Augustes. „Hab' mich lieb, Tante Guschi," bittet sie mit ihrer süßen Stimme.

Und Tante Guschi gelobt sich in dieser Stunde, über das kleine Weibchen zu wachen, wie über ihren Augapfel.

Alida verweilt noch einen Augenblick auf der Veranda, nachdem Tante Guschi sich zurückgezogen, die letzte Hand an die festliche Mahlzeit zu legen.

„O mein Thiddi, wie schön ist unser Besitz. Das alles gehört uns? Alles, was meine Augen hier sehen?"

„Alles, Schatz. Und noch ein paar Jahre, dann erbauen wir uns an Stelle dieser Lehmhütte ein kleines Schlößchen."

„Seine Mauern werden nicht mehr Glück umfassen

können, als diese Lehmmauern, Geliebter," sagte Alida mit sinnigem Ernst.

In Thiddis Augen lacht der Schalk.

„Vielleicht doch. Ich habe solche Ahnungen."

„Die hatte Tante Malve auch," sagt Auguste hinzutretend.

Ihr fielen die dunklen Wolken ein, die Malve bei der Abfahrt des geliebten Neffen gesehen. Aber sie sagt nichts davon; die dunklen Wolken waren ja von Thiddis Himmel verschwunden.

„Nun kommt zu Tisch," bittet Auguste. „Das Essen wartet."

* *

*

Und wiederum ist ein Jahr vergangen. Zwar war das Schloß noch nicht erstanden, aber an ein stattlicheres Wohnhaus denkt Thiddi doch schon.

Im reizenden Korbwägelchen träumt ein kleiner Prinz seine ersten Träume. Ihn werden dereinst keine beengenden Mauern umfassen, frei wird er auf der Pampa aufwachsen.

Mit den Nordens halten Liebeknechts gute Nachbarschoft, soweit bei der großen Entfernung sich ein Umgang erlaubt.

Die Drei auf Alidenheim leben eine Welt für sich. Nur ganz wie fernes Brausen schlägt zuweilen eine Kunde von der Welt draußen an ihr Ohr, die einst die ihre gewesen.

Malve schreibt manchmal. Zwar recht selten, aber doch, wenn die Sehnsucht nach allem, was einst ihr gehörte, sie zu sehr übermannt. Von sich selber weiß sie wenig zu berichten. Trotzdem ihr Leben ein recht bewegtes zu sein scheint, nennt sie es doch das Einerlei des Tages. Sie besucht Theater, Konzerte, gibt Gesellschaften und geht in

ſolche. Und doch dringt durch ihre Zeilen eine Sehnſucht nach ewig Verlorenem. Von Weſterfeldts erzählt Malve wohl auch.

Die ſchöne Mercedes flattert nach wie vor wie ein ſchillernder Schmetterling im Weltenraum umher, weiß nichts von Sorgen und will nichts davon wiſſen. Man ſagt, ein reicher Ruſſe bewirbt ſich um ihre Hand und habe gute Ausſichten auf Erhörung. So ſehe man denn einer abermaligen Verlobung im Hauſe Weſterfeldts entgegen.

Hans Weſterfeldt iſt alt geworden. Der ſtolze Nacken iſt gebeugt; nicht von der Laſt der Jahre, wohl aber von der drückenden Sorgenlaſt. Sein Leben gleicht einem ſteten Auf und Ab. Es iſt ein Jagen und Haſchen nach den Gütern des Lebens, das aufreizend und vernichtend auf ſein Nervenſyſtem wirkt.

Benno hat ſich dem Bankfach zugewandt. Editha aber hofft noch immer auf die Erfüllung ihrer Herzenswünſche.

Wenn ſolche Nachrichten in Alidenheim eintreffen, legt ſich wohl auf Tante Guſchis wie auf Thiddis Gemüt ein tiefer Schatten. Doch nicht lange kann er vor ſo viel Sonne und Licht anhalten, wie Alidenheim aufzuweiſen hat. Und dieſe Sonne und dieſes Licht ſchaffte die Arbeit und jene allgewaltige, große Liebe, die nichts anderes kennt, als in dem anderen völlig aufzugehen.

Wohl niemals hat ein Mann den Segen rühriger Frauenhände mehr empfunden, als Thiddi an der Seite der beiden mit ihm ſchaffenden Frauen in der Pampa.

:: Ende. ::